

**Irena Backus, Leibniz. Protestant Theologian,  
Oxford (Oxford University Press) 2016, 336 p., ISBN  
978-0-19-989185-6, GBP 47,99.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Christopher Voigt-Goy, Mainz**

Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) gehört sicher zu den intellektuell schillerndsten Gestalten des 17. und frühen 18. Jahrhunderts. Die Erforschung seines umfangreichen und komplexen Werks fordert seit Jahrzehnten Experten heraus. Anlässlich des 300. Todesjahrs des Universalgelehrten hat Irena Backus – eine der profiliertesten Leibniz-Forscherinnen aus der protestantischen Theologie – eine Studie vorgelegt, die dem theologisch-religiösen Denken von Leibniz nachgeht. Ihr erklärtes Ziel ist es, das In- und Miteinander philosophischer und theologischer Konzeptionen bei Leibniz zu profilieren. Von dem Versuch, Leibniz' Denken als ein in sich kohärentes System darzustellen, distanziert sie sich nachdrücklich. Dafür macht Irena Backus auf die verschiedenen politisch geprägten Gesprächskontexte aufmerksam, in denen Leibniz seine Konzeptionen entwarf. Eine durchgängige, allerdings nicht zu Anfang des Buchs formulierte Leitfrage lautet daher: »Did Leibniz really subsume his thought system when necessary to diplomatic interests?« (S. 30). In drei problemgeschichtlichen Teilen geht Irene Backus dieser Frage nach.

Der erste Teil ist der Abendmahlslehre gewidmet (»Eucharist and Substance«, S. 9–54). Hier schlägt die Autorin einen Bogen von den frühen Entwürfen von Leibniz aus seiner Kurmainzer Zeit bis hin zu seinen späten Jahren am Hannoverschen Hof, wobei die Verhandlungen anlässlich der dynastischen Verbindung und politischen Allianz zwischen Brandenburg und Hannover in den Jahren 1697 bis 1699 von besonderem Gewicht sind. Während also in der frühen Zeit der Lutheraner Leibniz sich mit dem katholischen Verständnis der Eucharistie auseinandersetzte, war es in den späteren Jahren das reformierte Verständnis des Abendmahls, das ihn herausforderte. In ihrer vielschichtigen, die Probleme der Interpretation der Texte Leibniz' deutlich hervorhebenden Rekonstruktion arbeitet Irene Backus Verschiebungen in der Position von Leibniz heraus.

Bleibend entgegengesetzt sind die verschiedenen Konzeptionen von Leibniz dabei der katholischen Transsubstantiationsvorstellung, der er schon früh entgegenhält, dass die Substanz der Elemente Brot und Wein sich nicht ändere, wohl aber deren »reale Akzidentien« wie etwa deren »Dichte« (vgl. S. 26). Darin sieht die Irene Backus eine Argumentation bei Leibniz am Werk, die faktisch auf die lutherische Vorstellung der Konsubstantiation Christi mit den Elementen hinausläuft bzw. in ihrer unmittelbaren Nähe zu stehen kommt. Und just diese Argumentationslinie habe Leibniz, unter sich verändernden Bedingungen seiner eigenen Ontologie, auch später verfolgt und ausgebaut. Durch seine Rezeption Calvins gelangte Leibniz nach Irene Backus zu der Ansicht, dass die Wahrnehmung des Leibs Christi durch die Gläubigen die realen Akzidenzien von Brot und Wein in die des Leibes Christi bei gleichbleibender Substanz verwandele (zusammenfassend S. 206f.).



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Eine ähnliche Nähe von Leibniz zur lutherischen Lehrtradition diagnostiziert Irene Backus in ihrem zweiten Teil, welcher sich das Problem der Prädestination vornimmt (»Predestination and Necessity«, S. 57–151). In dieser längsten Studie werden noch einmal umfangreicher als im ersten Teil die verschiedenen zeitgenössischen Positionen und gedanklichen Gesprächspartner von Leibniz vorgestellt. Wieder ist die Hannover-Brandenburg Debatte von besonderem Gewicht. Dabei hebt Irene Backus nun jedoch noch hervor, dass Leibniz jedweder Form einer politisch-pragmatischen Toleranz zwischen Lutheranern und Reformierten fern steht, sondern eine in (s)einer Metaphysik gegründete Union beider verfolgt. Nachdrücklich arbeitet die Autorin heraus, wie Leibniz' Vorstellung einem lutherischen Universalismus in der Prädestinationsfrage nahe steht – Gott hat demnach alle Menschen zur Seligkeit bestimmt. Gleichwohl lässt Gott das »Böse« im Sinn der menschlichen Verweigerung der Befolgung des göttlichen Willens zu, da er mit dessen Hilfe die »beste aller möglichen Welten« aktualisiert bzw. realisiert. Den Verdacht, dass Gott damit selbst zumindest indirekt zum Urheber des »Bösen« gemacht wird, konnte – so die Autorin – Leibniz nicht ganz von sich abwenden (vgl. S. 211).

Der kurze dritte Teil wendet sich der Geschichtstheologie von Leibniz zu (»Leibniz, the Historian of the Sacred«, S. 155–204). Hier stellt die Verfasserin heraus, wie Leibniz auf der Grundlage seiner Vorstellung der »besten aller möglichen Welten« eine beeindruckend optimistische Konzeption der Geschichtsschreibung entwirft. Unvoreingenommene historische Kritik der Quellen auch und gerade mit Bezug auf die biblischen Schriften führt Leibniz zufolge nicht in den historischen Skeptizismus, sondern legt den untergründig wirksamen, den Menschen heilsam und fördernd voranbringenden Prozess frei, durch den Gott die Menschen und die gesamte Welt führt.

Dieser notgedrungen thetische Überblick über die Ausführungen der Autorin kann freilich nicht einmal im Ansatz das beeindruckende Rekonstruktionsniveau andeuten, das die drei problemgeschichtlichen Studien widerspiegeln. Auf immer umsichtige Art und Weise werden von Irene Backus nicht nur die Schichten des Leibnizschen Denkens freigelegt und bislang kaum beachtete oder unbekannte Materialien verarbeitet, sondern auch die Positionen etwa eines Hobbes, Burnet, Calvin, Augustin und vieler anderer mehr charakterisiert. Die theologischen Lehr- und Bekenntnisstraditionen kommen ebenfalls in der ihr eigenen Komplexität umfangreich zur Geltung.

Dabei zeigt Irene Backus insgesamt überzeugend auf, dass Leibniz seine Überlegungen den verschiedenen politischen Kontexten, in denen er agierte, eben gerade nicht einfach anpasste, sondern sich an den philosophisch und theologischen Sachfragen auf der Folie seiner Ontologie abarbeitete. Das macht die Darstellung allerdings immer wieder sehr voraussetzungsreich, so dass diese Studien als eine Einleitung in das religiöse Denken von Leibniz wohl nicht empfohlen werden können. Wer jedoch einen systematisch anspruchsvollen Einblick in die Gedankenwelt dieses eigensinnigen, seinen Zeitgenossen der Heterodoxie nicht unverdächtigen Denkers gewinnen will, wird mit diesem Buch eine helle Freude haben.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Susanna Caviglia (ed.), Body Narratives. Motion and Emotion in the French Enlightenment, Turnhout (Brepols) 2017, 291 p., 33 col., 95 b/w ill. (The Body in Art, 1), ISBN 978-2-503-57474-5, EUR 90,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Monett Reißig, Berlin**

Die historische Emotionsforschung hat in den vergangenen 15 Jahren immer mehr Aufmerksamkeit auf sich gezogen und dabei auch wiederholt die Bedeutung von Emotionen in ihrer gestalterischen und gestaltenden Funktion betont. Sie hat auch den Körper in seiner Historizität als ein zentrales Medium von Emotionen herausgestellt – als ihr Träger, Erfahrungs- und Austragungs- und Verhandlungsort. Mit dem vorliegenden Tagungsband liegt nun programmatisch eine erste, kunsthistorisch fokussierte Perspektivierung des Körpers und die an ihn gebundenen und die durch ihn generierten Emotionen vor.

Die Beiträge der europäischen und außereuropäischen Autorinnen und Autoren, die aus unterschiedlichen Wissenschaftsgenerationen und traditionen kommen, bündeln sich um die Frage nach Bewegung und Statik von Körperdarstellungen in der französischen Aufklärung. Die Körperrepräsentationen werden dabei als Narrative verstanden, die in ihren sozialen, kulturellen, ästhetischen, wissenschaftlichen und politischen Dimensionen beleuchtet und gedeutet werden. Die Dialektik zwischen Bewegung und Statik wird dabei exemplarisch für das sich in der französischen Aufklärung intensivierende Spannungsfeld um den Körper in seiner Subjektivität und Objektivität verstanden und befragt.

Methodisch wird diese Dialektik in der Interaktion der untersuchten Körperr Narrative mit ihren zeitgenössischen »Nutzern« (Auftraggeber, Künstler, Betrachter, etc.) gelesen. Die mediale Bandbreite der in den Beiträgen diskutierten Gegenstände ist weiträumig und reicht von literarischen Narrativen (Mary Sheriff) über Gemälde und Skulpturen (Melissa Hyde, Étienne Jollet) zu »Raumnarrativen« (Mimi Hellman). Die konzeptuelle Verknüpfung von »Bewegungen und Emotionen« wird dabei auf die Lesart gestützt, körperliche Bewegungen als Ausdruck emotionaler bzw. »affektiver Aktivität« (S. 19) zu verstehen. »Bewegung und Emotionen« verspricht auch der Titel des Bandes, wobei letztere in fast allen Beiträgen ausschließlich am Rande oder nur oberflächlich thematisiert und methodisch wie begrifflich nicht präzise erfasst werden.

Im ersten Teil »Body Language. Narrativ Stasis« untersuchen die medial wie perspektivisch recht unterschiedlichen Beiträge von Dorothy Johnson und Étienne Jollet körperliche Darstellungen als (im weitesten Sinne) politische Narrationen. In den Vordergrund rücken dabei die Strategien visueller Mobilisierung der »Körper«, um Konventionen sozialer Interaktion darzustellen und zu rekonfigurieren. Johnson illustriert am Beispiel des »Écorché« von Houdon (1767) die Beziehung zwischen Kunst und Anatomie in der Skulptur. Den in dieser Zeit aufkommende Verismus in der Kunst diskutiert sie in Bezug auf seine ästhetischen wie wissenschaftlichen Implikationen. Der Beitrag ist vor allem dahingehend originell, als dass die betreffende Skulptur nicht als Plastik, sondern ausschließlich in Textquellen als buchstäbliche »Narration« existiert. Jollet seinerseits befragt an Jean-Baptiste Restout's



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

»Diogenes« die Darstellung körperlicher Bewegung in ihrer Poetik der politischen »Vieldeutigkeit« (S. 63), die sich im Spannungsfeld zwischen Mobilität und Immobilität manifestiert. Das Gemälde wird dabei ästhetisch als Verhandlung von Realem und Idealem sowie politisch-programmatisch als jene von Legitimität und Illegitimität gedeutet.

Im zweiten Komplex »The Mobile Body. Social Identity and Visual Dynamics« untersuchen die Autorinnen die Bewegungen im und um ein Kunstwerk. Sie legen die Annahme zu Grunde, dass die Bewegung des Dargestellten und die des Betrachters erst im Zusammenspiel eine ästhetisch bedeutungsvolle Erfahrung generieren. Mimi Hellmann untersucht in ihrem Aufsatz die Dynamiken einer ästhetischen Raumerfahrung und fokussiert auf das (lokal und temporal spezifische) Zusammentreffen von figurativer Dekoration und der Gemeinschaft seiner Betrachter und Betrachterinnen im Pariser Hôtel de Soubise zwischen 1700 und der Französischen Revolution. Die Raumerfahrungen werden dabei als Ausbildungs- bzw. Verstetigungsprozesse sozialer Identitäten und Beziehungen einer Familie von *princes étrangers* lesbar, wobei das Emotionale in diesem Prozess der Identitätsstiftung leider konzeptuell nicht berücksichtigt wird.

Der Beitrag von Hyde beschäftigt sich mit der Bewegung der französischen Königin Marie Antoinette in Adolf Ulrik Wertmüllers Porträt »The Queen, Monsieur le Dauphin, and Madame, Daughter of the King, Promenading in the English Garden of the Petit Trianon.« Die Beobachtungen der Bewegungen, Gesten, An- und Abwesenheiten auf den Portraits sind prägnant und originell, werden jedoch auch nicht in ihrer emotionalen Wirkungsmacht thematisiert, wobei gerade für die Französische Revolution interessante emotionsgeschichtlich inspirierte Lesarten der problematischen Emblematik um die letzte Königin des Ancien Régime vorliegen<sup>1</sup>.

Erst im letzten Abschnitt »Body Temporality: Aesthetics of Walking« werden die Bewegungen expliziter im Zusammenhang mit Emotionen untersucht. Sherriff illustriert an einer weiträumig angelegten Kontextualisierung (Gesellschaftsspiele, Landkarten, Drucke) von Antoine Watteaus Gemälde »Le Pèlerinage à l'île de Cythères«, wie in den dargestellten Bewegungen die sich verschärfende Ambiguität um den Begriff »Liebe« lesbar wird. Die vielseitigen und -deutigen Variationen der dargestellten Bewegungen (welche in ein imaginäres Feld um Libertinage, Komödie und erotisches Lustspiel eingebettet sind) korrespondieren so mit der Ambiguität der Affekte selbst.

Im letzten Beitrag diskutiert Lajer-Burcharth am Beispiel der Zeichnungen Saint-Aubins die sich vornehmlich im Paris des 18. Jahrhunderts entwickelnde und verstetigende Praxis des urbanen Spaziergangs und befragt seine Natur, Funktion und Bedeutung für die »sich aufklärende« Stadt als soziale Figuration. Aus emotionsgeschichtlicher Perspektive sind hier besonders die Beobachtungen zur Position und Präsenz des Künstlers in seinen Zeichnungen interessant, da sie Aufschluss über wahrgenommene



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

<sup>1</sup> Zum Beispiel Lynn Hunt, *The Many Bodies of Marie Antoinette: Political Pornography and the Problem of the Feminine in the French Revolution*, in: Gary Kates, *The French Revolution. Recent Debates and New Controversies*, London, New York 1997, S. 279–301.

Inklusions- und Exklusionslogiken und deren sich zunehmend stärker individualisierenden Verhandlungsformen geben.

Der vorliegende Tagungsband bietet u. a. dank seiner originellen Untersuchungsgegenstände, deren Verschiedenartigkeit und ausgefallene Perspektivierung einen wertvollen Beitrag zur Aufklärungsforschung und der Körpergeschichte interessante Ansatzpunkte, neu über die Praxis und Bedeutung von dargestellten und darstellbaren Bewegungen nachzudenken. Und auch der historischen Emotionsforschung bieten die Beiträge spannende Perspektiven und Inspirationen, wobei sie Emotionen – beispielsweise als konstitutives Element von Kreation und Kognition – nur marginal problematisieren.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)



**Carolyn Chappell Lougee, Facing the Revocation. Huguenot Families, Faith, and the King's Will, Oxford (Oxford University Press) 2016, XVIII–466 p., 50 b/w ill., ISBN 978-0-19-024131-5, GBP 21,99.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Susanne Lachenicht, Bayreuth**

»Facing the Revocation. Huguenot families, Faith and the King's Will« is a family saga, that of the Robillard de Champagné family in the period around 1685. Based on meticulous research carried out in a number of European archives, the book wants to tell the story of this noble family from the Saintonge region.

When in 1598, the Edict of Nantes put an end to the French wars of religion, Calvinism became – to some extent – a tolerated denomination (»tolerated« in the early modern sense of the word)<sup>1</sup>. At the latest from the 1660s, Louis XIV of France made attempts to cut back the privileges granted in 1598. With the Edict of Fontainebleau of 1685 came the revocation of the 1598 stipulations: Calvinism and its institutions were to be suppressed, Huguenots were meant to convert to Catholicism, their children were forcibly brought up as Catholics, Protestants were banned from emigration. The Edict of Fontainebleau left French Calvinists with difficult options: conversion or flight? At which risks? With a view of returning some day?

Caroline Chappell Lougee tackles these questions through the lens of family history. The story of the Robillard de Champagné family is told through four parts. The book starts out with the family's social (and material) framework back in France and discusses the multi-faceted decision-making processes for family members deciding to leave France or to stay behind. Part two considers the difficult experience of flight, part three that of the family members who preferred to stay in France and convert to Catholicism. The fourth and last part discusses the experience of exile, mostly the Dutch and Irish refuge – all of this in great detail.

The book's aim – as Caroline Chappell Lougee notes in both the introduction and the conclusions – is to challenge too simplistic narratives with regard to Huguenot history and the Revocation period in particular: 1) that staunch Protestantism was the driving force for Huguenots choosing exile, 2) the rigorous persecution of those who left the country without permission, 3) the number of Huguenot conversions prior to the Revocation, and 4) the »modernization« narrative, that is that Huguenots enhanced the modernization of the economies and cultures of the countries of refuge (that is of exile). Through the detailed stories of the Robillard de Champagné family members she contributes indeed to a more nuanced and more complex understanding of how Protestant and noble individuals reacted (and could react) to the Revocation, how they tried to reconcile themselves with choices made – at home and



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

<sup>1</sup> Susanne Lachenicht, Conclusions, in: Tolérance et intolérance des religions en Europe. XVIe–XVIIIe siècle, in: Annales de Bretagne et des Pays de l'Ouest 125-1 (2018), p. 151–159.

abroad, how family stories built a powerful narrative of what Bertrand van Ruymbeke has dubbed »Huguenot exceptionalism«.

While Caroline Chappell Lougee intends her narrative to be a revisionist one, one that questions narratives promoted by Huguenots and Huguenot descendants from the Revocation onwards, while she wants to question »widely assumed features of the Huguenot story« (p. 3), her narrative does not embrace, though, what studies on early modern migrations and diasporas have on offer for a truly revisionist, more complex and more integrated narrative of the Huguenot story: how much features of persecution, decisions on whether to leave or to stay, experiences of flight and exile resemble other early modern persecuted minorities' experiences – e. g. Ashkenazi and Sephardi Jews, Bohemians, Salzburg Protestants – so where the Huguenots' history is specific and where it is typical of early modern persecutions and migrations. In many ways, Chappell Lougee thus reproduces the story of »Huguenot exceptionalism« and some of the narratives she intended to challenge in the first place – narratives which by the way have been revised by specialists of the Huguenot refuge over the last thirty years<sup>2</sup>.

Thus, with regard to the claims towards revisionism the book is in many ways old wine in new skins. For those not familiar with the developments in early modern migration history and the history of Huguenots more specifically, the book might – as others have done before – indeed alter some of the persistent simplistic narratives that need revision. For specialists of Huguenot history the book offers great detail on the Robillard de Champagné family – which scholars might then use to compare it to their findings on other Huguenot families and early modern migrations at large.

<sup>2</sup> See e.g. the most recent and comprehensive English-language handbook on Huguenots which Caroline Chappell Lougee mentions in her bibliography without integrating the chapters' findings into her book: Raymond A. Mentzer, Bertrand van Ruymbeke (ed.), *A Companion to the Huguenots*, Leiden Boston 2015. See also e. g. Stefi Jersch-Wenzel, *Juden und »Franzosen« in der Wirtschaft des Raumes Berlin/Brandenburg zur Zeit des Merkantilismus*, Berlin 1978; Ingrid Mittenzwei, *Hugenotten und Manufakturkapitalismus. Zur Rolle der Hugenotten in der gewerblichen Wirtschaft Brandenburg-Preußens*, in: id., (ed.), *Hugenotten in Brandenburg-Preußen*, Berlin 1987, p. 112–168; Étienne François, *Die Traditions- und Legendenbildung des deutschen Refuge*, in: Heinz Duchhardt (ed.), *Der Exodus der Hugenotten. Die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 als europäisches Ereignis*, Cologne, Vienna 1985, p. 177–193; Étienne François, *La mémoire huguenote dans le pays du Refuge*, in: Frédéric Hartweg, Stefi Jersch-Wenzel (ed.), *Die Hugenotten und das Refuge. Deutschland und Europa. Beiträge zu einer Tagung*, Berlin 1990, p. 233–239; Bertrand van Ruymbeke, *Minority Survival. The Huguenot Paradigm in France and the Diaspora*, in: id., Randy J. Sparks (ed.), *Memory and identity. The Huguenots in France and the Atlantic Diaspora*, Columbia, SC 2003, p. 1–25; Susanne Lachenicht, *Hugenotten in Europa und Nordamerika. Migration und Integration in der Frühen Neuzeit*. Frankfurt a. M., New York, 2010; id., *Étude comparée de la création et de la survie d'une identité huguenote en Angleterre et dans le Brandebourg au XVIIIe siècle*, in: Philip Benedict, Hugues Daussey, Pierre-Olivier Lehot (ed.), *L'Identité huguenote. Faire mémoire et écrire l'histoire (XVIe–XXIe siècle)*, Geneva 2014, p. 279–294.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Desmond M. Clarke, French Philosophy, 1572–1675, Oxford (Oxford University Press) 2016, XIV–275 p. (The Oxford History of Philosophy), ISBN 978-0-19-874957-0, GBP 30,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Anne-Lise Rey, Lille**

Le dernier livre publié par Desmond M. Clarke avant sa mort en septembre 2016 est une leçon méthodologique consacrée à la philosophie française sur laquelle il a travaillé toute sa vie. Comment faire une histoire de la philosophie française moderne?

La préface rappelle qu'à la fin du XVI<sup>e</sup> siècle, l'importance des querelles théologiques et de leurs enjeux politiques rend impossible de tracer de nettes frontières disciplinaires, il y a donc à reconstruire, pour cette époque, des territoires philosophiques qui ne se donnent pas immédiatement comme tels, qui ne se trouvent pas – seulement – dans des ouvrages identifiés comme philosophiques. Le style de l'écriture philosophique qui est celui de l'enseignement de la philosophie scolastique dans les collèges (au premier titre desquels, les collèges de plein exercice) laisse peu de place à l'originalité en philosophie (l'opposition politique ou religieuse étant sévèrement réprimée, que l'on pense simplement à Giordano Bruno). Cela conduit Desmond Clarke à redéfinir les contours de son corpus philosophique: »not one of the authors who made a significant or novel contribution to French philosophy in the early modern period was a professor of philosophy« (p. 22).

Afin de privilégier l'examen de l'innovation philosophique, Desmond Clarke a choisi d'étudier des auteurs (Silhon, Amyraut, La Mothe le Vayer, Cureau de la Chambre ou Théodore de Bèze) qui conduisent à replacer la pensée de Descartes dans les discussions philosophiques de son temps (sur le pyrrhonisme français, la transsubstantiation, les passions, les théories de la résistance politique etc.) dans son dialogue avec les sceptiques, Bodin ou Gassendi et à proposer, ainsi, de le lire autrement.

Le livre est construit autour de huit chapitres qui déclinent différentes lignes d'analyse de la philosophie moderne en proposant une présentation du contexte philosophique mais aussi politique et religieux de la période (1572–1675), une plongée dans la tradition sceptique française, un tableau assez complet des rapports entre foi et raison. Sont également abordées la centralité de la philosophie naturelle à cette époque, ainsi que les théories sur l'esprit humain, la philosophie morale et politique. Enfin, un chapitre important est consacré à l'égalité des sexes.

Le premier chapitre (»Philosophy in context«) situe la réflexion philosophique de cette époque dans son cadre théologico-politique en rappelant l'importance de l'expression d'une orthodoxie religieuse dans les parlements provinciaux et la manière dont elle se retrouve objet des critiques de l'absolutisme royal. Malgré l'opposition aux calvinistes et la défiance à l'égard de l'influence »subversive« des jésuites (cf. l'accusation de Pasquier), ce sont finalement les implications politiques de croyances jugées non orthodoxes qui restreignent l'espace même de l'échange philosophique. Dans ce cadre, la pensée de Descartes est parfois interprétée comme immorale et comme une »subtle introduction



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)



of atheism into the body politic» (p. 15), parfois condamnée pour sa supposée affinité avec le jansénisme comme en témoigne le très drôle »Arrest burlesque« qui critique les interventions de la justice pour déterminer ce qu'est la vérité philosophique d'une théorie: »For many years an unknown person called Reason attempted to enter the schools of that university by force and [...] adopting surnames such as Cassendists, Cartesians, Malebranchists [...] got into position to expel the said Aristotle from the university« (p. 21).

Ce chapitre montre également de manière tout à fait intéressante comment le développement croissant du recours aux observations en astronomie, loin de conduire à une révocation de l'orthodoxie aristotélécienne, suscite des hypothèses explicatives *ad hoc* (l'illusion d'optique par exemple) pour justifier la contradiction entre les observations et la philosophie naturelle aristotélécienne. *A contrario*, les académies informelles qui sont légion autour de 1650 (par exemple celle de Montmor) sont enclines à reconnaître le rôle des expériences dans l'intelligibilité de la nature.

Desmond Clarke s'attache ensuite, dans le deuxième chapitre de son livre »Scepticism and the Possibility of Knowledge«, à montrer comment la nouvelle théorie de la connaissance qui se développe au XVII<sup>e</sup> siècle donne de l'importance aux techniques d'observation et d'expérimentation et aux différents degrés de certitude en lieu et place de la définition scolastique de la connaissance. Dans cette reconfiguration, ce sont les textes de Cicéron et de Sextus Empiricus puis ceux de Montaigne et de Charron qui servent de référence avec un enjeu de taille: le défaut de certitude qu'induit parfois l'attitude sceptique ne doit, en rien, être assimilé à une position hérétique puisqu'elle peut, parfois, donner une place à la foi (p. 40).

À leur suite, Sanches puis Gassendi font du modèle de la connaissance empirique qui est simplement probable et non absolument certaine une critique du modèle de la connaissance fondée sur une déduction des propriétés de la substance. L'analyse de la position de Mersenne à cet égard est très intéressante et éclaire en retour les différentes formes de certitude chez Descartes ainsi que sa distinction entre certitude et vérité, de telle sorte que »l'effet sceptique« est à considérer comme »a reclassification of beliefs that are sufficiently well supported to deserve the honorific title ›knowledge« (p. 63).

Le chapitre 3, consacré aux rapports entre foi et raison, rappelle, s'il en était besoin, la place de la censure et la soumission de bon nombre de problèmes philosophiques à l'autorité religieuse. Ce sont ainsi les interprétations de la Bible (Augustin, Pereyra, Bellarmin) et la conception de Dieu, tout particulièrement éclairée par l'analyse du texte cartésien, qui jouent un rôle central. Les explications de la fameuse théorie de la transsubstantiation par Descartes et Amyraut et, à travers elle, la nécessité de comprendre ce qu'est le corps du Christ, conduisent ensuite Desmond Clarke à souligner, en reprenant ainsi certaines convictions fondamentales énoncées dans le chapitre précédent, les différentes conséquences des limites de nos facultés cognitives et à situer le contexte dans lequel prend place le pari de Pascal.

L'un des enjeux est bien évidemment celui d'une interprétation, littérale ou non, de la Bible qui a des conséquences décisives sur la »révolution scientifique« en philosophie naturelle qui est l'objet du chapitre 4. Il s'agit d'y interroger le statut des hypothèses tout d'abord dans le »De revolutionibus« et de trancher, à partir de là, le statut



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

(réaliste ou antiréaliste) du texte de Copernic. D'une manière générale, la discussion sur le statut épistémique des hypothèses (probables vs certaines) traverse toute la philosophie naturelle du XVII<sup>e</sup> siècle et ce, avant l'«hypothèses non fingo» de Newton, puisqu'on assiste à un véritable »revolutionary change in the concept of explanation« (p. 105). L'analyse très éclairante de l'expérience cruciale pascalienne et de l'hypothèse cartésienne du »Traité du Monde« sont une belle introduction au passage de ce chapitre sur la philosophie naturelle de Descartes qui rend intenable une lecture »rationnaliste« des cartésiens.

Le chapitre 5 consacré aux théories de l'esprit humain pose la question classique du statut des entités spirituelles ou immatérielles: si tout le monde (ou presque) au XVII<sup>e</sup> siècle s'accorde pour dire qu'une telle entité existe, il y a peu de convergence sur sa signification. Ainsi pour Descartes, seule une définition négative permet de dire ce qu'elle n'est pas: »Descartes assumed that he knew all the properties of bodies and, when he encountered an unfamiliar property (as thinking), he assumed that »nothing belongs to the body apart from what I previously understood belonged to it« (p. VII, 497), and then concluded invalidity that thinking is not material« (p. 127–128).

Desmond Clarke met en perspective la position cartésienne en la situant dans son rapport à la scolastique et à Gassendi afin de mieux faire comprendre en quoi sa position est, en définitive, moins celle qui cherche à prouver que l'être humain est composé de deux substances (matérielle et immatérielle) que celle qui affirme qu'il y a des caractéristiques de la nature humaine qui demeurent inexplicables (p. 155) *In fine*, toute la question est alors celle que pose Regius: concevoir l'esprit comme un mode du corps, rendre compatible catholicisme et philosophie cartésienne afin d'éviter »a metaphysical cul-de-sac« (p. 156).

Le chapitre consacré à l'éthique (chapitre 6) souligne les ambiguïtés à l'œuvre dans le concept de »loi naturelle«: cette nature exprime-t-elle une téléologie fondée en Dieu ou peut-elle être conçue comme indépendante? On retrouvera la même difficulté à définir la naturalité de la loi lorsqu'elle sera utilisée en philosophie politique. Deux motifs traversent ce chapitre: celui de l'interprétation des passions dans ce cadre (Cureau de la Chambre vs Descartes mais aussi Gassendi vs Descartes) et celui de l'intelligence animale. C'est sur une autre ambiguïté que se clôt le chapitre: celle relative à la compréhension fondamentale de ce qu'est l'éthique (»what is in one's best interests and what one is required to do« p. 189) et corrélativement de la conceptualité de la volonté.

Le chapitre 7 porte sur la philosophie politique et examine comme son sous-titre l'indique la source et les limites de l'autorité de l'Etat en montrant comment la problématisation du droit de résistance et les critiques du pouvoir absolu, – qui mettent en évidence l'importance du consentement –, prennent leur source dans des textes majeurs de la Réforme (Calvin bien sûr, mais aussi François Hotman et Théodore de Bèze). C'est dans ce cadre que Desmond Clarke propose, entre autres, une interprétation stimulante des »Six books concerning a Commonwealth« de Bodin: plutôt que de concevoir la théorie politique de la souveraineté absolue de Bodin comme l'application de principes bibliques ou philosophiques, ou comme la défense d'une certaine vision de la souveraineté, l'auteur se demande s'il ne s'agirait pas plutôt d'une »pragmatic solution to a specifical crisis in sixteenth century France, an exercise of practical reason that was compatible with natural law without being uniquely implied by it« (p. 207).



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Le chapitre sans doute le plus original est le dernier, consacré à l'égalité des sexes, qui montre comment les critiques de la position misogyne affirmant l'infériorité des femmes (Alexis Troussel) se partagent entre défense d'une supériorité de la femme (Cornelius Agrippa, Jacqueline Guillaume, François du Soucy etc.) et affirmation de l'égalité des sexes en premier lieu par Marie de Gournay sont indexées aux réflexions sur l'éducation des femmes (Van Schurman) et en particulier des femmes chrétiennes. C'est en effet la discussion de l'autorité de la Bible que mène Poulain de la Barre afin de défendre l'égalité des sexes et puisqu'en ces matières, nous connaissons peu de choses avec certitude, il nous invite à tenter l'expérience et à en tirer les conséquences morales et politiques!

Avec cet ouvrage, Desmond Clarke s'emploie à restituer les contextes des textes analysés, déplacer les problèmes, situer les textes dans leur dialogue avec d'autres textes moins connus, déjouer les catégorisations, interroger les oppositions communément admises, mettre en évidence de nouveaux motifs interprétatifs, en un mot: nous donner les moyens de lire mais aussi d'écrire autrement l'histoire de la philosophie moderne!



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Christian Danz, Jan-Heiner Tück (Hg.), Martin Luther im Widerstreit der Konfessionen. Historische und theologische Perspektiven, Freiburg i. Br. (Herder) 2017, 531 S., ISBN 978-3-451-37652-8, EUR 24,99.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Gérald Chaix, Nantes**

Les deux facultés de théologie de l'université de Vienne ont organisé, en octobre 2016, un colloque commun consacré à l'actualité théologique de Luther. Vingt auteurs – dix-neuf hommes et une femme – y ont contribué. L'équilibre confessionnel est respecté et chaque thème est l'occasion d'un double regard. Une exception: la réflexion sur la langue de Luther dont la romancière Sibylle Lewitscharoff redit la force poétique en guise d'introduction.

La première partie est placée sous le signe de l'histoire. Premier thème: la continuité entre Luther et les réformes de la fin du Moyen Âge. Volker Leppin relit les textes de Luther composés entre 1516 et 1520. Il y distingue deux veines. Celle d'une «piété intériorisée»: elle court depuis «Eyn geystlich edles Buchleyenn» jusqu'au «Sermon sur la préparation à la mort», en passant entre autres par le «Sermon sur les indulgences et la grâce». Celle ressortissant au mouvement national humaniste. Elle est liée à l'affrontement avec Rome. Elle s'exprime dans les écrits polémiques. Elle est visible dans la réédition, en 1518, du «Buchleyenn» sous le titre significatif: «Deutsche Theologie». Luther rejoint les humanistes dans leur opposition à la scolastique et leur affirmation nationale. Elle se continue, en 1520, dans «À la noblesse chrétienne de la nation allemande».

Thomas Prügl prolonge l'étude de l'antiromanisme: identification du pape comme Antéchrist, dénonciation des «trois murailles de la papauté». Luther n'est cependant pas un conciliariste, comme le montre la dispute de Leipzig (juillet 1519). Deuxième thème: la formation des «cultures confessionnelles». Markus Wriedt retrace l'écho de la réforme conduite à Wittenberg, par-delà les frontières de la Saxe et de l'Empire et au-delà du seul XVI<sup>e</sup> siècle. Klaus Unterburger étudie l'impact que la Réformation a eu sur le catholicisme: intellectualisation des croyances, contrôle accru du clergé, rénovation des formes de piété.

Deux théologiens traitent de l'herméneutique scripturaire. Jens Wolff souligne que, pour Luther, la Parole prévaut sur l'Écriture: le Christ a parlé, il n'a pas écrit. Annoncer l'Évangile, c'est le faire advenir. La menace que représentent les *Schwärmer* et leur interprétation spirituelle de l'Écriture conduit Luther à préciser les cadres de son herméneutique. Pour Ludger Schwienhorst-Schönberger, la volonté luthérienne de rendre l'Écriture accessible à tous rejoint la tradition de la *lectio divina* monastique, reprise et élargie aux laïcs par la *devotio moderna*.

Plus théologique et placée sous le signe de l'œcuménisme, la deuxième partie passe en revue les questions débattues. La justification, dont Ulrich H. J. Körtner souligne qu'elle est au cœur de la théologie luthérienne, tandis que Bertram Stubenrauch en rappelle les antécédents patristiques et médiévaux. L'anthropologie, abordée à partir de la question du libre arbitre. Christian Danz rappelle que, pour Luther, la liberté du chrétien c'est la foi par laquelle il est justifié. Il évoque le renouvellement de la question par la critique biblique au moment de



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

l'Aufklärung et l'interprétation contemporaine de la foi: une religion devenue réflexive. Réexaminant la portée du »De servo arbitrio« (1525), Helmut Hoping retrouve l'affirmation luthérienne selon laquelle le chrétien est *simul justus et peccator*. Les deux articles suivants traitent de la Révélation.

Notger Slenczka fait de l'Évangile une »redéfinition de la réalité«, dont la force est ressentie par le croyant. Jan-Heiner Tück analyse la signification et les limites de la *theologia crucis* chez Luther. Ulrich Barth examine la notion d'»Église visible et invisible«. Il rappelle l'importance de cette distinction dans l'ecclésiologie de Luther et dans la théologie protestante. Johanna Rahner en souligne la dimension eschatologique et la caractéristique testimoniale: elle atteste ce qu'est la vraie Église. Pour Luther, l'Église n'existe que par le ministère du Verbe. Mais face aux *Schwärmer*, il maintient un ministère remplissant quatre fonctions: prédication, baptême, Cène et pardon des péchés.

Quelle signification peut-on alors accorder aujourd'hui à la Réformation? Friedrich Wilhelm Graf rappelle que Luther apparaît dès le XVII<sup>e</sup> siècle comme le champion de la liberté. Dans l'Allemagne wilhelminienne, il permet de récuser la prétendue primauté de la France des Lumières et de la Révolution. Mais il souligne que l'on est aujourd'hui plus sensible à la continuité qu'à la rupture, à la diversité qu'à l'unité du processus réformateur, à l'insupportable antisémitisme des textes concernant les Juifs et à l'hostilité de ceux traitant des Turcs, à la nécessité de l'historicisation. En matière d'œcuménisme, il plaide pour un christianisme pluriel plutôt que pour une unité romantique. Eberhard Schockenhoff défend l'idée d'une Église conçue comme un espace intermédiaire entre Dieu et l'homme. Il rappelle les réponses apportées au XIX<sup>e</sup> siècle par l'école de Tübingen parlant d'»immédiateté médiatisée« (*vermittelte Unmittelbarkeit*).

La troisième partie revient sur ces deux problèmes sensibles: le rapport de Luther avec le judaïsme (Hartmut Lehmann) et avec l'Islam (Karl-Josef Kuschel). Luther récuse l'idée de croisade et la »défense de la foi« invoquée par l'empereur; mais il est sensible à la menace, quelque peu apocalyptique, que représentent les Ottomans, dont les croyances et les mœurs, inacceptables pour des chrétiens, permettent de légitimer la guerre menée contre eux. Passant au temps présent, Kuschel juge insuffisante la critique des textes de Luther formulée par l'Église évangélique en mai 2016. Mêlant une fois encore histoire et temps présent, les conclusions de ce riche colloque sont tirées par les représentants des Églises: l'évêque Michaël Bünker et le cardinal Kurt Koch.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)



**Paul M. Dover (ed.), Secretaries and Statecraft in the Early Modern World, Edinburgh (Edinburgh University Press) 2016, IX–310 p., 1 col. ill., 2 b/w, ISBN 978-1-4744-2844-6, GBP 80,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Wolfgang E. J. Weber, Augsburg**

Die sogenannte Neue Diplomatiegeschichte befasst sich bekanntlich schwerpunktmäßig u. a. mit den Voraussetzungen, Formen und Folgen der Fixierung (Verschriftlichung), Aufbereitung, Verarbeitung und Anwendung des für die Außenbeziehungen der (hier: spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen) Mächte relevanten Wissens. Der vorliegende, von dem derzeit renommiertesten US-amerikanischen Kenner der einschlägigen italienischen Szenerie betreute Sammelband vertieft diesen Ansatz unter der Perspektive des (Staats-)Sekretärs als bereits zeitgenössisch identifizierten Schlüsselakteurs in diesem Reflexions- und Handlungsbereich. In einem strikten Sinn vergleichende oder entwicklungsgeschichtlich aufeinander aufbauende Analysen bieten seine insgesamt zwölf Fallstudien allerdings nur teilweise. Was den hohen Wert der Kollektion ausmacht, ist vielmehr die weite chronologische und geographisch-politische Auffächerung ihrer Beiträge, die durchweg von ausgewiesenen Experten und regelmäßig unter Heranziehung auch von Archivquellen verfasst sind. Der unverzichtbare Blick auf die italienischen Anfänge des (außenpolitischen) Sekretärs- und Kanzleiwesens stammt von Isabella Lazzarini. Gattinaras Rolle und Leistung, auch im Hinblick auf die lutherische Reformation überzeugend erfasst, wird von Rebecca Ard Boone dargelegt. Megan K. Williams weist nach, dass Bernhard Cles jedenfalls für das Habsburger Herrschaftskonglomerat erstmals eine Art Kanzlerschaft »by Correspondence« (S. 77–79) entwickelte, die die ständige physische Anwesenheit des Kanzlers überflüssig machte. Rayne Allinson dagegen untersucht die Korrespondenz der elisabethanischen Sekretäre Sir William Cecil und Sir William Maitland einerseits hinsichtlich ihrer (allerdings offenbar nicht sonderlich eingehenden) Reflexionen über das diplomatisch-politische Wissens- und Kommunikationsmanagement, andererseits inhaltlich in Bezug auf die spätere Union mit Schottland.

Ebenfalls ideengeschichtlich-methodische und inhaltliche Einschätzungen und Praktiken arbeitet Erik Thomson für Axel Oxenstierna als Kanzler und Interimsherrscher Schwedens heraus. Am Beispiel Alessandro Scaglias, des savoyardischen Botschafters und späteren niederländischen Exilanten, betont anschließend Toby Osborne die Bedeutung des Aspekts der Persönlichkeit und Familie, der zumal für die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht zugunsten institutionell-struktureller Staatsbildung vernachlässigt werden dürfe.

Noch stärker inhaltlich diplomatie- und politikgeschichtlich fasst David Parrott seinen Beitrag zur Italienstrategie Richelieus und Mazarins auf. Für den üblicherweise auf West- und Mitteleuropa konzentrierten Frühneuzeithistoriker wissens- wie allgemeinhistorisch besonders interessant dürften die dann folgenden drei Aufsätze sein: Rajeev Kinras Studie zum idealen Wesir des mogulischen Indien, exemplifiziert an Afzal Khan Shirazi († 1639); Colin Mitchells ähnlich ausgerichtete



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Untersuchung zum Typus des obersten Sekretärs (und Sprachlehrers: *munshi*) im safawidischen Iran, sowie – noch eher vertraut – Russell E. Martins Analyse der Beschreibung des Moskauer Zarenhochzeits- und Staatszeremoniells, die der nach Schweden geflohene, auf der mittleren Ebene tätig gewesene Kanzleimitarbeiter Grigori Kotoschikhin 1666 verfasste. Die Aussagen, die sie zur personenverbandlich-patrimonialen Tradition bzw. zum Institutionalisierungs- oder Bürokratisierungsgrad der jeweiligen Herrschaftsspitze treffen, lassen sich allerdings wenig systematisieren.

Ebenfalls aus bewährten Federn stammen die beiden letzten Beiträge, nämlich Daniel Riches Betrachtung zur Rolle Eberhard von Danckelmanns in der brandenburgischen Außenpolitik bis zu seinem Sturz 1697 auch wegen Geheimnisverrats und Franz A. J. Szabos entsprechende, aber stärker auf die wissens- und kommunikationsgeschichtliche Zentralperspektive des Sammelbandes ausgerichtete Studie zur Rolle von Wenzel August Kaunitz in der Habsburger Außenpolitik des 18. Jahrhunderts.

Gelegentlich hätten die Ansätze und Interpretationen von einer entschiedeneren Rezeption der allgemeineren politisch-staatlichen informations- und wissensgeschichtlichen Forschung profitieren können, so z. B. der Beitrag zu Frankreich von Jacob Solls »The Information Master« (2009; gemeint ist Jean-Baptiste Colbert). Vielleicht speziell aus einer deutschen Sicht interessant wäre auch eine genauere Ausleuchtung der Frage gewesen, ob die vorgestellten »diplomatic professionals« (S. 10) juristisch ausgebildet waren und welche Folgen diese Ausbildung für ihr Geschäft hatte. Schließlich darf darauf hingewiesen werden, dass mittlerweile auch die erheblichen Konsequenzen des skripto- und typographischen diplomatischen Wissensmanagements für die Entwicklung des Völkerrechts erfolgreich unter die Lupe der Frühneuzeitforschung genommen worden sind<sup>1</sup>.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

<sup>1</sup> Vgl. Benjamin Durst, *Archive des Völkerrechts. Gedruckte Sammlungen europäischer Mächteverträge in der Frühen Neuzeit*, Berlin, Boston 2016 (Colloquia Augustana, 34).

**Joseph S. Freedman (Hg.), Die Zeit um 1670. Eine Wende in der europäischen Geschichte und Kultur?, Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2016, 239 S., 23 b/w Abb. (Wolfenbütteler Forschungen, 142), ISBN 978-3-447-10389-3, EUR 72,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Sven Externbrink, Heidelberg/Göttingen**

Der Titel des vorliegenden Bandes weckt Assoziationen an Paul Hazards Klassiker »La Crise de la conscience européenne 1680–1715« (1936) und Jonathan Israel »Radical Enlightenment« (2001), die beide einen fundamentalen Wandel der europäischen Geistesgeschichte – die Anfänge der europäischen Aufklärung – untersuchen. Aber weder Hazard noch Israel werden vom Herausgeber zitiert, wie auch die Problematisierung der »Wende um 1670« unscharf bleibt: »The period around 1670 is frequently associated with substantial change in the realms of mathematics, medicine and natural philosophy«, heißt es einleitend knapp (S. 7).

Freedmans Einleitung (S. 7–73) hat wenig gemein mit einer typischen Einleitung in einen Sammelband. Er entfaltet eine Sammlung von Exzerpten aus zeitgenössischen deutschen Dissertationen und Universitätslehrbüchern, in denen in den 1670er Jahren neue Themen, neue Methoden oder neue Inhalte propagiert werden. Im Anhang ergänzt er in Tabellenform die Struktur der besprochenen Werke, Table A (S. 40), enthält einen knappen Fragenkatalog zu den »changes around 1670«, wobei nicht klar ist, ob diese den Autoren als Richtschnur für die eigenen Beiträge gedient hat bzw. dienen sollte. Entsprechend beschreiben alle Beiträge in der einen oder anderen Weise »changes« im jeweils untersuchten Feld.

Elke Bujok zeigt auf, wie sich die Praxis der Inventarisierung von ethnographischen Objekten in Kunstkammern seit der Mitte des 17. Jahrhunderts verändert. An Stelle des Staunens und des Wunders über die fremdartigen Objekte, die die Entdecker von ihren Fahrten nach Europa mitbrachten, tritt die dahin vor allem aus moralischen Gründen als unziemlich kritisierte Neugierde. Man staunt nicht mehr und bewundert diese Objekte, sie werden vielmehr Gegenstand wissenschaftlicher Neugier und als solche verändert sich auch ihre Beschreibung und Katalogisierung.

Detlef Döring plädiert für eine Neubewertung der Rolle der deutschen Universitäten in der Geschichte der Genese universitärer Disziplinen. Diese seien nicht erst Ergebnis der Reformprozesse des 19. Jahrhunderts, sondern haben ihren Ursprung bereits in den Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Krieg. Überall versuchte man neue Wissenschaften wie Geografie oder Ökonomie als universitäres Fach zu etablieren. Dies geschah dadurch, dass sie in die vier Fakultäten (*artes liberales*, Jura, Medizin und Theologie) integriert wurden. So lehrte z. B. der Mathematiker Reyher Geografie. Orientalistik etablierte sich als »Beifach« zur Theologie. Die deutschen Universitäten, so Dörings Fazit, waren auch vor den Humboldtschen Reformen Orte der Innovation, und nicht nur der Wissensvermittlung.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Peter Rauscher vergleicht die Bevölkerungspolitik im Habsburgerreich und in Branden-Preußen und führt vor Augen, wie sehr »Wirtschaftspolitik« nach 1648 in erster Linie »Peuplierung« bedeutete. Die Erhöhung der Anzahl der Untertanen galt als Ziel, denn je mehr Untertanen, desto mehr Steuereinnahmen waren zu erwarten, so die Überzeugung in Wien und in Berlin.

Marílla Dos Santos Lopes greift die Überlegungen von Bujok auf und zeigt, wie in den 1670er Jahren das »neue Weltwissen« durch die neuen außereuropäischen Verflechtungen in die europäischen »Weltanschauungen« integriert wurde und eine »empirisch-klassifizierende Wissenschaft« entstand.

Die von Samuel Pufendorfs »De iure naturae et gentium libri octo« (1672) ausgehenden Impulse für die deutsche Rechtswissenschaft skizziert Jan Schroeder. Pufendorfs Definition von Naturrecht und positivem Recht prägte die Rechtswissenschaft nachhaltig: Letzteres ist Ausdruck einer Gesetzgebung und kann als solche historisiert werden, das Naturrecht wird Thema der »aus der Vernunft schöpfende[n] Naturrechtswissenschaft« (S. 226).

Behandeln die genannten Beiträge alle ideengeschichtliche Umbrüche und Wandel, so fällt dagegen Anton Schindlings exzellenter Überblick über die Perpetuierung des Reichstags zu einem Immerwährenden Reichstag in den 1670er Jahre aus diesem Muster heraus. Souverän, geradezu vorlesungsartig skizziert Schindling den Prozess der »Juridifizierung der Reichsverfassung« seit 1648 (S. 202). Wesentliche Anstöße hierfür sind in den »negotia remissa« des Westfälischen Friedenskongresses zu suchen, die die Reichsstände und den Kaiser in intensive Debatten verwickelten. Ihre Uneinigkeit und Unfähigkeit eine beständige Wahlkapitulation und eine Reichsdefensionsordnung zu verabschieden sowie die Zeitumstände – die Kriege Ludwigs XIV. – führten schließlich zur Perpetuierung des Reichstags. Profiteur war letztlich der Kaiser, der 1648 noch auf dem Tiefpunkt seiner Macht gestanden hatte, dann aber um 1700 eine nie zuvor erreichte Hegemonie im Reich ausüben konnte, weil es ihm »gelungen war, das zweikonfessionelle Reich auf der Grundlage des Westfälischen Friedens, des Osnabrücker Konfessionsfriedens und des darauf aufbauenden Reichs-Staatsrechts zu integrieren« (S. 203).

Jeder Beitrag ist für sich informativ, lose zusammengehalten werden sie durch den chronologischen Rahmen – doch eine wirkliche Problematisierung, warum diese Phänomene des Wandels ausgerechnet um 1670 einsetzen, dies bleibt der Band schuldig.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Guillaume Garner (Hg.), Die Ökonomie des Privilegs, Westeuropa 16.–19. Jahrhundert/L'économie du privilège, Europe occidentale XVIe–XIXe siècles, Frankfurt a. M. (Vittorio Klostermann) 2016, 523 S. (Studien zu Policy, Kriminalitätsgeschichte und Konfliktregulierung), ISBN 978-3-465-04219-8, EUR 79,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Hanna Sonkarjärvi, Rio de Janeiro**

Der Band zu institutionellen Rahmenbedingungen der Ökonomie in Bezug auf Wirtschaftsprivilegien im Europa der Frühen Neuzeit vereint 21 Beiträge in französischer, deutscher und englischer Sprache. Dabei handelt es sich um Fallstudien zu Deutschland, Frankreich, Italien, Brasilien, England und Wales. Die Arbeit geht hervor aus einer im Jahr 2011 in Frankfurt am Main veranstalteten Tagung und einem von Dominique Margairaz koordinierten und von der Agence nationale de la recherche finanzierten (2012–2015) Projekt zu Privilegien im frühneuzeitlichen Europa, das im letzten Beitrag des Bandes kurz skizziert wird.

Unter Wirtschaftsprivileg versteht der Herausgeber Guillaume Garner die temporäre Zuteilung eines Aktionsraums im ökonomischen Bereich für einen individuellen oder kollektiven Akteur durch öffentliche Behörden (S. 4). Laut Garner zeugt die Diversität und Omnipräsenz von Wirtschaftsprivilegien von ihrer fundamentalen Bedeutung für die frühneuzeitliche Wirtschaft. Dabei seien diese Privilegien, entgegen der Meinung der älteren Forschung, nicht als Bremsen von Marktentwicklung zu begreifen. Vielmehr würden sie sich durch eine große Plastizität auszeichnen. Das Wirtschaftsprivileg kann als eine institutionelle Ressource verstanden werden, das von einer Vielzahl von Akteuren genehmigt werden kann, verschiedene Formen annehmen kann und von den ökonomischen Akteuren aus vielerlei Gründen nachgefragt wird.

Das Privileg erlaubte es den ökonomischen Akteuren, mit Rechtsunsicherheiten und Schwankungen des Marktes zurecht zu kommen. Es verlieh ihnen zugleich Freiheit und Protektion ihrer Produkte und Arbeitstechniken. Außerhalb der ökonomischen Sphäre definiert das Privileg die institutionellen Rahmenbedingungen für kollektive Interessen und Formen von Autoregulation. Laut Garner charakterisierte sich die frühneuzeitliche Wirtschaft durch eine starke sozioökonomische, rechtliche und räumliche Segmentierung. Die durch Privilegien erlangten Vorteile erlaubten es nicht nur, Marktpositionen aufzubauen, sondern auch Produktqualität und Reputation zu verteidigen.

Der Band gliedert sich in vier Teile. Der erste Teil handelt von Privilegien und Obrigkeiten (Beiträge von Heinz Mohnhaupt, Mathieu Marraud, Peter Collin, Patrice Baubeau und Frédéric Moret). Mathieu Marraud zeigt wie die Pariser *six corps des marchands* im 17. und 18. Jahrhundert ihre Privilegien erlangten, verteidigten und ausbauten und wie schließlich ihr Erfolg bei der Ausdehnung der Privilegien in letzter Konsequenz zu deren Abschaffung im Jahr 1776 führte. Denn, laut Marraud war die Abschaffung der Pariser Korporationen durch die französische Krone weniger einer Liberalisierung des Handels als einem



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)



Transfer von Autorität geschuldet. Der Autor versteht das Privileg als einen andauernden Prozess von Eroberung und Akkumulation, als eine Art Publimachen der Verbindungen zur Krone. Mit dem Argument des Gemeinwohls hätten die *Six Corps* eine erhebliche Ausdehnung der policeylichen, rechtlichen und steuerlichen Privilegien erreicht. Allerdings hätte der König, seit den 1740er und 1750er Jahren, dieses Argument verstärkt für sich beansprucht. Daher stellt Marraud fest, dass »le privilège occupe ainsi le point de rencontre, et de conflit, entre les dimensions domestiques et publiques d'un même pouvoir« (S. 90).

Der zweite Teil setzt den Schwerpunkt auf Handlungsstrategien von Akteuren (Beiträge von Aurélien Ruellet, Koji Yamamoto, Christof Jeggle, Ralf Banken, David Plouviez und Stefan Gorißen). Die Interaktionen zwischen Unternehmern und Staat in Bezug auf die Erlangung von Privilegien vor der Glorious Revolution (1688) stehen im Mittelpunkt des Beitrages von Koji Yamamoto. Als Ausgangspunkt dient die von der Neue Institutionenökonomik vertretene These, wonach die Glorious Revolution den Verfassungsrahmen auf eine Art und Weise geändert hätte, welche dem Willen des Staates zur Verteidigung von Eigentumsrechten in England mehr Glaubwürdigkeit verliehen hätte als das in anderen Teilen Europas der Fall war.

Der Autor fragt nun, ob das Jahr 1688 tatsächlich neue Ansätze für die Genehmigung von Wirtschaftsprivilegien ohne Angriff auf das Privateigentum mit sich brachte. Anhand der Argumente, welche von Bittstellern vorgebracht wurden, zeigt er, wie deren Erfolg zunehmend davon abhing, ob es ihnen gelang ein Projekt vorzulegen, das die Steuerlast nicht erhöhte und den Konsum ankurbelte. Allerdings, so Yamamoto, existierte eine Debatte um die Gefahren von zentralem Steuerwesen bereits seit den 1640er Jahren. Daher hätte die Revolution den Impuls zur Minimierung von Steuern nicht eingeführt, sondern vielmehr bestätigt und konsolidiert.

Das dritte Teil des Bandes steht unter der Frage, ob es sich bei Privilegien und Wettbewerb/Marktwirtschaft um gegensätzliche Begriffe handelt (Beiträge von Robert Brandt, Jochen Hoock, Andrea Caracausi, Giovanni Favero, Paola Lanaro und Anne Conchon). Der Landtransport von Handelsgütern in Frankreich im 18. Jahrhundert ist das Thema des Beitrages von Anne Conchon. Dabei geht sie der Frage nach, wie unterschiedliche im Transportwesen tätige Akteure den Wert und Nutzen der Privilegien einschätzten. Anne Conchon zeigt, wie das Angebot für Landtransporte durch Privilegien strukturiert wurde, wie die Spediteure (*messageries*) ihre Privilegien bis 1775 verteidigten und wie sie sich schließlich den geänderten Rahmenbedingungen anpassten. Während das Speditionswesen durch Privilegien und königlicher Monopole strukturiert war, stellte das Kutscherwesen (*roulage*) eine freie Aktivität dar.

Die Arbeitsteilung zwischen verschiedenen Akteuren wurde durch die Art der Tätigkeit und Gewicht der Sendungen geleistet. Anne Conchon stellt des Weiteren dar, wie das Speditionswesen, durch die Reformen von Turgot (1775–1776), neu strukturiert wurde und wie es den Spediteuren gelang, ein nichtexklusives Privileg auf die Vermittlung und Organisation von Transporten zu ergattern. Der Beitrag betrachtet die Dynamiken zwischen der marktstrukturierenden Wirkung der Privilegien und der verschiedenen Gruppen von Akteuren in der Organisation des Landtransportwesens, wobei die Autorin stets die Bedeutung und Reichweite der Privilegien aus der Sicht der Akteure im Blick behält.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Im vierten Teil werden Privilegien im Zusammenhang zu territorialen Grenzen behandelt (Beiträge von Vincent Demont, Gérard Le Bouëdec, Tijl Vanneste, Julien Villain sowie von Guillaume Garner, Liliane Hilaire-Pérez, Corinne Maitte, Dominique Margairaz und Isabelle Bretthauer). Julien Villain untersucht die Zollprivilegien und die regionalen Märkte im Handel zwischen Lothringen und Rheinland in den Jahren 1750–1760. Die Herzogtümer Lothringen und Bar wurden nach ihrer definitiven Eingliederung in Frankreich im Jahr 1648 von der Krone als *province d'étranger effectif* behandelt.

Die Provinz genoss dadurch Handelsfreiheit mit dem Ausland während Produkte aus der Region Zöllen unterlagen, wenn sie außerhalb der Provinz in Frankreich verkauft wurden. Villain fragt danach, wer von dieser Regelung profitierte und welche Akteure sich für die Beibehaltung dieses *status quo* in den Jahren 1750–1760 einsetzten. In diesen Zeitraum fiel das Verbot der Produktion von *Indiennes*-Stoffen im Königreich (1759) und auch ein Versuch der Krone, die politischen- und Zollgrenzen einander anzugleichen (1761–62). Eine detaillierte Untersuchung der Akteure, Waren und Preise auf dem regionalen Markt zeigt, dass die großen Händler in Lothringen von den Zollgrenzen (welche bis 1786 Bestand hatten) entscheidend profitierten. Die Händler, welche die Zollgrenzen verteidigten, verteidigten damit die Stabilität ihrer Handelsnetzwerke und einen Handelsraum, welcher, garantiert durch das Privileg, große Händler mit kleineren Einzelhändlern zusammenband. Gleichzeitig ging das Argument der Beibehaltung der Wirtschaftsprivilegien mit dem Argument der Beibehaltung der Privilegien der Provinz einher.

Die zahlreichen Beiträge des Bandes weisen eine große thematische Breite auf und je nach Autor, Zugang und Quellenlage wird hier sehr unterschiedlich über die »Ökonomie des Privilegs« reflektiert. Betrachtet man jedoch jeden dieser Beiträge einzeln, stellt man fest, dass es um gründlich untersuchte und stringently argumentierte Fallstudien handelt.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Gareth Glover, The Forgotten War Against Napoleon. Conflict in the Mediterranean, 1793–1815, Barnsley, South Yorkshire (Pen + Sword Books) 2017, XVIII–265 p., 16 pl., 33 maps, ISBN 978-1-47383-395-1, USD 50,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Martin Rink, Potsdam**

Zu Recht ist die globale Dimension der Kriege im Zeitraum zwischen der Französischen Revolution und dem Wiener Kongress in jüngerer Zeit akzentuiert worden – als »the first ›Great War‹«. Diese im Vorwort (S. X, doch bezeichnenderweise ohne Nachweis) des zu besprechenden Werkes in Anlehnung an David A. Bell<sup>1</sup> getroffene Aussage verdient Beachtung. Meist stehen bei dieser Serie an Großkonflikten zwischen dem revolutionären, dann napoleonischen Frankreich gegen die wechselnden Koalitionen seiner Gegner die großen Landschlachten Mitteleuropas im Vordergrund der Betrachtung. Somit erscheint das Mittelmeer als Randgebiet. Schon gemäß seiner Eigenpropaganda haftete der Ägyptenkampagne des ehrgeizigen Revolutionsgenerals Napoleon Bonaparte (1798–1799/1801) etwas Exotisches an, sodass diese, genauso wie die Kämpfe um Seewege, Inseln und Küsten aus den Gesichtskreis zu fallen drohte. Berühmt wurden die beiden großen Seeschlachten am östlichen und am westlichen Rand des Binnenmeeres: die Vernichtung der französischen Flotte in der Bucht von Abukir in der Battle of the Nile (1. August 1798) und, knapp jenseits von Gibraltar, der Sieg über den französisch-spanischen Flottenverband am Kap Trafalgar (21. Oktober 1805).

Auch marginalisiert die traditionelle Trennung von Heeres- und Marinegeschichte die kombinierten Land-See-Kampagnen; zumal es oft gerade hier Koalitionskräfte verbündeter Streitkräfte waren. Deren Wirken aber wurde den in nationalen Bahnen verlaufenden Kriegsgeschichte traditionell unterbewertet. Es gibt also Gründe genug, den »vergessenen Krieg gegen Napoleon« im Mittelmeer in einer Gesamtperspektive abzuhandeln, wie es die Studie von Gareth Glover verspricht. Zu Recht kritisiert er, dass die Eigenheiten von Land- und Seestreitkräften auf historiografisch getrennten Wegen reproduziert wurden. Dieser komplexe Stoff bietet viel Material für eine spannende Geschichte, bedürfte aber eines narrativen Fadens und einer quellenbasierten Perspektive.

Glover stützt sich auf die »journals of British soldiers who served in Malta, Corsica, Sicily, Egypt, eastern Spain, Italy and even in Montenegro and Serbia« (S. X). In 56 Kapiteln durchstreift er auf 251 Seiten die britischen militärischen Aktivitäten von 1793 bis 1815. So vermittelt die Lektüre der oft nur zwei- bis dreiseitigen Kapitel den Eindruck einer reinen Episodenerzählung. Teils schließen die Kapitel inhaltlich aneinander an, teils springt der Autor – immerhin grob chronologisch – durch den Krieg ums Mittelmeer.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

<sup>1</sup> David A. Bell, *The First Total War. Napoleon's Europe and the Birth of Warfare as We Know it*, Boston, New York 2008.

Das erste Kapitel vermittelt einen gerafften Überblick über die Französische Revolution, es folgen zwei Kapitel zu den »Opening shots« 1793 um Toulon. Danach widmet sich der Autor den komplizierten Abstimmungsprozessen der Briten mit ihren Alliierten. Es folgen biographische Studien zu den – stets – britischen Protagonisten, so zu den Admiralen William Hotham und seinem Nachfolger John Jervis (1794–1796). In den Jahren 1796/1797 zogen sich die britischen Kräfte vorübergehend aus dem Mittelmeer zurück; dies ermöglichte die französische Ägyptenkampagne, die nun die große britische Flottenexpedition unter Admiral Horatio Nelson ins östliche Mittelmeer zur Folge hatte (»The Great Expedition«, S. 36–41). Gleichzeitig wurde das kurz zuvor von Frankreich besetzte Malta von britischen Kräften blockiert und eingenommen. Sodann springt der Autor von der britischen Landung in Ägypten (1801) zum einmonatigen Seegefecht vor Algeiras bei Gibraltar im Juni und Juli 1801. Diesen Ereignissen folgte der Friedensschluss von Amiens. Während dieser einjährigen Waffenruhe zeigt Glover sodann die inneren Probleme der erschöpften britischen Truppen bei gleichzeitig fortdauernden kleinen Gefechten (»Mutiny and War during Peace«, S. 91–95).

Der wiederaufgeflamte Krieg erhielt im Oktober 1805 mit Trafalgar eine Wende. Danach widmet sich Glover der komplizierten Allianz Großbritanniens mit dem Königreich Sizilien und der Landungsoperation der Koalitionstruppen in Kalabrien, die am 4. Juli 1806 zur Schlacht bei Maida führte. Mit kurzen biografischen Skizzen streift der Autor die britischen Befehlshaber General Henry Fox und seinen Nachfolger Henry Moore. Eindrücklich zeigt Glover deren Konkurrenz zur den selbstbewussten Marineoffizieren, die umgekehrt das methodisch-zögerlich erscheinende Vorgehen ihrer Heereskameraden bekrittelten. In ebenfalls schwieriger Abstimmung, nun mit der russischen Flotte, endete ein britischer Blockadeversuch der Dardanellen im Februar 1807 im Misserfolg.

Danach springt der Autor zwischen den britischen Operationen in Ägypten (1807), vor den Küsten und auf dem Festland Italiens sowie Spaniens (1808–1813). Interessant sind die bisher wenig thematisierten kleineren Gefechte in der Adria – vor Venedig genauso wie vor den dalmatinischen Inseln sowie vor den Festungsstädten Ragusa/Dubrovnik und Cattaro/Kotor (1810 und 1813). Darauf folgen die Ereignisse in Italien bis zur ersten Abdankung Napoleons sowie eine kurze Schilderung des abgesetzten Kaisers der Franzosen auf Elba (1814/1815). Glover beendet sein Werk zum Krieg ums Mittelmeer mit den Operationen der jungen US-amerikanischen Marine gegen die »Barbareskenstaaten« Algier, Tunis und Tripoli (1815/1816). Das alles erzählt er konventionell, personenbezogen und durchweg aus britischer Perspektive.

Wer ein Lesebuch mit allerlei Episoden von britischen Soldaten und Seeleuten der napoleonischen Zeit sucht, wird möglicherweise nicht enttäuscht werden. Als Beitrag zur Forschung ist das Buch von Gareth Glover jedoch völlig untauglich. Gelegentliche Schwächen in der geographischen Verortung könnten noch nachgesehen werden: so wenn beim »island-hopping campaign off the Serbian coast« (S. XI) Dalmatien, also die damaligen zum Französischen Empire geschlagenen Illyrischen Provinzen im heutigen Kroatien gemeint sind. Doch fehlen jegliche Quellenverweise. Die Anmerkungen im Buch dienen lediglich der Erörterung biografischer oder schiffstechnischer Details. Das kaum dreiseitige Literaturverzeichnis enthält nur englischsprachige Werke,



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

darunter aber nicht einmal die Standardwerke zum Peninsular War oder die große Geschichte des Mittelmeeres von David Abulafia<sup>2</sup>. Vor allem hätte die Vielzahl der mediterranen Akteure angemessen berücksichtigt werden müssen, vor allem das Osmanische Reich mit seinen autonomen Gebieten Ägypten, Syrien und den Regentschaften in Algier und Tunis. All diese Aspekte fehlen entweder ganz oder erscheinen als Randprobleme des britischen Kampfes gegen Frankreich.

Die von Glover an anderer Stelle zusammengetragenen Quellen wären es durchaus wert, angemessen präsentiert zu werden<sup>3</sup>. Die hervorblitzenden Egodokumente gehören zu den wenigen Stärken des Buches. Freilich bedürfte es zu deren Auswertung eines Mindestmaßes an Quellenkritik; und ihrer Einordnung in den historischen – zugegebenermaßen komplexen – Gesamtkontext. Beim vorliegenden Buch ist davon leider nicht zu sprechen.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand

---

<sup>2</sup> Charles Esdaile, *The Peninsular War*, London 2003; David Abulafia, *The Great Sea. A Human History of the Mediterranean*, London 2011. Deutsche Ausgabe: *Das Mittelmeer. Eine Biographie*, Frankfurt a. M. 2013.

<sup>3</sup> So Gareth Glover, *Fighting Napoleon. The Recollections of Lieutenant John Hildebrand 35th Foot in the Mediterranean Waterloo Campaigns*, Huntingdon 2017.



**Tom Hamilton, Pierre de L'Estoile and his World in the Wars of Religion, Oxford (Oxford University Press) 2017, XVIII–238 p. (The Past & Present Book Series), num. b/w. ill., ISBN 978-0-19-880009-5, EUR 49,90.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Cornel Zwierlein, Bamberg/Erfurt**

Every scholar of the French Wars of Religion knows and has used the famous *mémoires-journaux* or Diaries of Pierre de L'Estoile, a Catholic *politique*, an important confessionally rather undefined and skeptical-Tacitist member of the »lowland of belief [*plat pays de croyance*]« as Thierry Wanegffelen once put it. Since the 19<sup>th</sup>-century editions of his »Journaux« and the collection of »Drôleries de la Ligue«, the new edition edited by Madeleine Lazard, Gilbert Schrenck, Marie Houllémare and Xavier Le Person has cleared the path for this highly welcome enterprise of a new comprehensive monograph investigating the author-collector L'Estoile.

Tom Hamilton has managed to sketch a vivid portrayal of someone who has served a prism for generations of scholars through which to view everyday events in 16<sup>th</sup>-century Paris during the turmoil of wars, with his sharp, distanced and trenchant characterizations. He does this not only by help of the edited »Registres«, but by trying to reconstruct the whole biography of this member of the Paris Parlement within the social group he belonged to. The notorious biographical *incipit* »Pierre de L'Estoile was born ...« is therefore not to be found on p. 1 but only on p. 69. Instead, Hamilton starts with two interesting and helpful chapters that describe the »Material World« of L'Estoile's household and the »Social World of the Palais de Justice«.

While Florence Greffe and José Loth paved the way for such a view by editing »L'Estoile's *post mortem* inventory«, Hamilton contextualizes this comparatively with the inventories of 35 royal office-holders who died in Paris between 1574 and 1609 from the Archives nationales. Regarding the paintings in the houses (if the subject matter is named or described in the inventories), one realizes that L'Estoile possessed a comparatively very low number of religious motifs (the average of office-holders is 59% of the total, whereas for L'Estoile only 10.8% of his paintings). At the same time, he possessed a far higher proportion of portraits and here a remarkable proportion of portraits of the royal family (46.2%/24.6% L'Estoile versus 13.5/1.0% on average).

Such are small findings gained through a great deal of labour, but all those details put together allows the reader to imagine the character of L'Estoile's environment in his house purchased in 1575 at the rue des Grands-Augustins in the parish of Saint-André-des-Arts. This is the house, where he collected all the pamphlets, engravings, pasquils of the League; the house, where he noted down and described what happened in Paris, where Pierre Senault of the League ransacked his possessions on 8 January 1589, one day after the Paris League had taken the constitutional oath of disobedience to Henry III sanctioned by the Sorbonne. From this house, L'Estoile could cross daily the Seine to the Palais de justice on the western end of the Île de la Cité, seat of the Parlement de Paris. Here he



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

held from 1566 until 1601 the office as *secrétaire du roi* and *audiencier* in the Paris chancery.

Hamilton reconstructs his everyday tasks and duties in that job or office, such as preparing and presenting documents from the Chancery to the royal seal during audiences and also his responsibility to grant royal privileges for books to be printed. Hamilton also places this work within the larger conjuncture of sixteenth century French printing as can be discerned today through the help of retrospective bibliographies like the USTC. Though this is of importance, perhaps the graphs on p. 62 and p. 66 lack a somewhat deeper explanation for readers who might be not as familiar with the printing history of France as is Hamilton, especially because the extremely low level of numbers of privileges granted as well as of Parisian publications advertised at the Frankfurt Book Fair tend to transmit a partial truth or suggest that there was not much printing at all during the League times, contradicted with surety at a later point (p. 141f.).

Certainly, *royal* privilege practice shut down, because parts of the royal state as a whole shut down, neither the short Tours exile administration nor for a long time Navarre's orders being able to replace the Paris bureaucracy or to reach Paris at all. Moreover, as Pallier has shown, the League quickly established their own system of granting privileges and invented even something like the first 'state printers' in Paris and Lyon, who possessed general privileges for anything to print which made the request of particular privileges superfluous for them. Likewise, it is not astonishing that there were fewer texts from Paris in Frankfurt. Paris was besieged for a long time and much of the ephemeral prints were produced just for the public more or less inside the city's walls.

Some »export« can be witnessed in the parcels of League diplomats and Capuchins, but the fact that we find many handwritten copies of printed Paris pasquils and engravings in Germany, Italy, Switzerland and the Netherlands shows that they were rare, passed from hand to hand and were copied then by pencil, eventually republished directly in the foreign vernacular. This is why so many *rara* and unique copies largely extant only in libraries whose collections are of clear Paris provenance (like Sainte Geneviève, Sorbonne, parts of the BnF and the Mazarine holdings, though the latter is a complex case).

Hamilton is strong in describing the confessionally mixed, if not neutral, background of L'Estoile – being educated by the Calvinist preacher Matthieu Béroalde – in showing him to care for the family's memory in his collection next to the public affairs; he provides valuable citations and examples from L'Estoile's collections from the middle of the wars of religion until the times of Henri IV. When he points to the *vexata quaestio* of L'Estoile's proximity to Montaigne, skepticism and Tacitism, sometimes one wishes the author had available more space to develop an argument; if the diary for the reign of Henri III is »understood [...] through his reading of Tacitus« (p. 104), examples of how certain forms of Henrician governance, treating »arcana«, using stratagems, behaving like an undercover Tacitean Tiberius in Paris, would have been greatly appreciated. However, Hamilton gives very lively insights about how L'Estoile exchanged poetic Latin comments on current affairs through an »elite coterie«, for instance with Claude de Marteau (p. 120f.).

The pages on L'Estoile in besieged Paris during the League are important as it supplies a depiction of how a declared enemy of that (partially) unleashed apocalyptical movement himself understood his



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

and Henri de Navarre's fate to be »determined by God's providence [...] during these years of crisis, l'Estoile felt that God worked through him, as he survived with his family in relative prosperity« (p. 129).

Under the threat of being liquidated by the League (he reports to have seen his name on Senault's list of those to be executed in 1591), he nevertheless continued to collect the pamphlets, poems, pasquils, engravings and pages that form today those precious volumes in the BnF and that run under the name of the »Drôlleries« of the League (p. 140–169). Dark humour, pressure, fear for life and, all skepticism aside, a strong belief in God's protection went hand in hand in this. These sources make L'Estoile one of the late Renaissance men whose »individuality« we can grasp better than of many others. Short notes are reminiscent of comparable collections like the Zurich Wickiana and the »Thomason Tracts« (p. 164f.) as Hamilton always tries to situate his (already well-known) particular case in a broader context and the quickly evolving methodological context of printing history, material history and intellectual biography.

The last chapter presents the character of L'Estoile's important library (822 books) again in comparison with other office holders of his time. It shows the *politique* rising under Henri IV and in correspondence with agents and messengers heading for reconciliation and eventual re-union with international irenic Calvinist circles, a context first highlighted magisterially by Vivanti. Recent work (though not published in French or English) on Jean Hotman, Bongars, Lingelsheim and those circles could have been fruitfully addressed, but Hamilton's narrative remains effective. Some tiny typographical or Latin transcription errors (p. 172, n. 39, 40; and p. 188, n. 135) could be corrected in a forthcoming paperback edition.

All in all, Tom Hamilton presents a densely researched, sensible and carefully written intellectual and socio-political biography of one of the most central, individual, and interesting testimonies of the period of radicalization during the French Wars of Religion.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Fabrice Jesné (dir.), Les consuls, agents de la présence française dans le monde (XVIIIe–XIXe siècles), Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2017, 186 p. (enquêtes & documents, 57), ISBN 978-2-7535-5353-8, EUR 19,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Jörg Ulbert, Lorient**

In seiner Einleitung bemerkt der Herausgeber des vorliegenden Sammelbandes, Fabrice Jesné, bereits ganz zutreffend, dass man sich angesichts der ansehnlichen Menge jüngerer Veröffentlichungen zur Konsulargeschichte fragen darf, weshalb es noch einer weiteren bedarf (S. 9). Dies ist umso richtiger, als dass vorliegender Band sich ausschließlich mit der Geschichte der französischen Konsulate beschäftigt. Denn während für viele Länder, etwa für die deutschen Staaten oder auch für England oder für Russland, noch erheblicher Forschungsbedarf besteht, kann Frankreichs Konsularwesen als vergleichsweise gut ergründet gelten<sup>1</sup>. Dies ist auch dem Herausgeber nicht entgangen. So wenden sich die Autoren der bislang wenig beachteten Frage nach der Rolle der Konsuln in den aufeinanderfolgenden Globalisierungsschüben zu. Doch soll die konsularische Tätigkeit nicht durch das Prisma des Imperialismus betrachtet, sondern als Mittel der globalen politischen, wirtschaftlichen, demografischen und kulturellen Präsenz Frankreichs untersucht werden (S. 10).

Neun Beiträge haben Eingang in die Veröffentlichung genommen. Sechs davon wurden bereits auf der im Herbst 2014 in Nantes abgehaltenen Tagung<sup>2</sup>, aus der vorliegende Aufsatzsammlung entstanden ist, vorgestellt. Drei weitere wurden nachträglich hinzugefügt.

Der Band ist chronologisch aufgebaut. Die ersten drei Beiträge setzen sich mit dem 18. Jahrhundert auseinander. Alle behandeln französische Posten im europäischen Ausland, was angesichts der in dieser Zeit noch immer stark auf den Kontinent – und vor allem auf den Mittelmeerraum – begrenzten Ausrichtung des französischen Konsularnetzes nicht überrascht. Sylvain Lloret beschäftigt sich mit Cadix, einem der bedeutendsten französischen Konsulate, und dessen Bedeutung für das Ausgreifen des französischen Handels auf die spanischen Überseebesitzungen (»Connecter deux mondes: le consulat de France à Cadix, interface entre l'Europe et *Las Indias*«, S. 21–36).

Éric Schnakenbourg betrachtet hingegen mit Sankt Petersburg ein neugegründetes Konsulat und untersucht die Bemühungen des ersten Amtsinhabers, den französischen Handel mit Russland in Gang zu

<sup>1</sup> Einen Überblick über den Forschungsstand verschaffen: Jörg Ulbert, Matthias Manke, Gustaf Fryksén, Bibliographie: L'histoire de la fonction consulaire jusqu'au début de la Première Guerre mondiale, in: Cahiers de la Méditerranée 93 (2016), S. 79–336 [<https://cdlm.revues.org/8496>]. Siehe auch die Nachträge zu dieser Bibliographie unter: [http://cmmc-nice.fr/wp-content/uploads/2017/07/Bibliographie-complément-site-CMMC-1\\_juillet\\_2017.pdf](http://cmmc-nice.fr/wp-content/uploads/2017/07/Bibliographie-complément-site-CMMC-1_juillet_2017.pdf).  
<sup>2</sup> [https://www.crhia.fr/doc\\_upload/Programme\\_JE%20Consuls%20et%20services%20consulaires.pdf](https://www.crhia.fr/doc_upload/Programme_JE%20Consuls%20et%20services%20consulaires.pdf)



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

bringen (»Informations et curiosité aux marges de l'Europe: Henri Lavie, premier consul de France en Russie, 1714–1722«, S. 37–54). Während Lloret das Konsulat in Cadix als »maillon essentiel d'une stratégie étatique de développement du commerce« sieht und den jeweiligen Konsuln bescheinigt, »[d'agir] localement dans une perspective globale« (S. 33), beobachtet Schnakenbourg für den Posten in Sankt Petersburg Gegenteiliges. Hier ist es der Konsul, der seinem Ministerium eine Handelsstrategie vorschlägt, ohne damit jedoch den geringsten Erfolg zu verzeichnen (S. 49). Das Konsulat dient allenfalls als Beobachtungsposten (S. 40, 45). Das Sammeln von Informationen und die Übermittlung von Nachrichten steht auch im Mittelpunkt der Arbeit der Konsuln und Vizekonsuln im Königreich Neapel und Sizilien während des Spanischen Erbfolgekriegs, die François Brizay in seinem Beitrag untersucht (»Les consuls de France dans les royaumes de Naples et de Sicile au début du XVIII<sup>e</sup> siècle: des observateurs de la Méditerranée et de l'Europe«, S. 55–72). Während die Informantentätigkeit des Konsuls in Sankt Petersburg sich eher auf wirtschaftliche Belange beschränkt, sammeln seine Kollegen in Süditalien vor allem Neuigkeiten zu diplomatischen Entwicklungen und Truppenbewegungen.

Von den sechs verbleibenden Aufsätzen befassen sich fünf mit außereuropäischen Posten im 19. Jahrhundert. Claire Laux (»Les consuls français dans le Pacifique durant le XIX<sup>e</sup> siècle: des agents d'un empire français dans les mers du Sud«, S. 87–103) konzentriert sich mit Honolulu auf den isoliertesten Posten des französischen Konsularnetzes. Auch hier ist, neben dem Schutz der ansässigen Missionare (S. 97) das Sammeln von Informationen die Hauptaufgabe der Amtsträger (S. 98–99). Doch definiert Laux die französischen Konsuln auch als Werkzeuge der imperialen Ambitionen Frankreichs (S. 101). Zu ähnlichen Schlüssen kommen Alain Messaoudi (»Une figure transitoire aux frontières d'un empire colonial: Léon Roches, consul de France [1845–1867]«, S. 105–119, hier vor allem 113–114) und Luc Chantre (»Des bâtisseurs d'empire? Les consuls français de Djeddah au XIX<sup>e</sup> siècle [1839–1914]«, S. 157–174, hier vor allem S. 164–166). Auf dem nordamerikanischen Kontinent standen hingegen handelspolitische Überlegungen an erster Stelle der Aufgaben der französischen Konsuln (Didier Poton, »Georges Dubail, consul général de France, et la fondation de la chambre de commerce française de Montréal [1885–1890]«, S. 121–133; Gérald Sim, »À la marge de l'impérialisme, le réseau consulaire français aux États-Unis [1815–1898]«, S. 135–155).

Zwischen den drei Aufsätzen zum 18. Jahrhundert und den fünf zum 19. Jahrhundert hat der Herausgeber den Beitrag von Géraud Poumarède (»Écrire l'histoire des consulats au XIX<sup>e</sup> siècle: une entreprise de légitimation«, S. 73–85) eingebaut. Es ist der einzige, der sich nicht mit einem Teil des französischen Konsularnetzes beschäftigt. Poumarède untersucht vielmehr anhand einiger zeitgenössischer Konsularhandbücher, wie deren Autoren versuchten, die unterprivilegierten Konsuln auf eine völkerrechtliche Stufe mit den Diplomaten zu stellen.

Auf den ersten Blick mag der Band schlüssig wirken. Bei näherem Hinsehen drängt sich jedoch der Eindruck auf, dass es, außer dem gemeinschaftlichen Bezug zum französischen Konsularwesen, keine verbindende Klammer gibt, die die Aufsätze untereinander in Beziehung setzen würde. Hier stehen Beiträge, die sich diachron mit einem Posten beschäftigen (Lloret, Laux und Chantre) neben anderen, die sich einem



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)



ganzen Netz von Posten widmen (Brizay und Sim). Die verbleibenden Texte sind biografisch ausgerichtet und setzen sich auf verschiedene Weise mit der Tätigkeit einzelner Konsuln auseinander (Schnakenbourg, Messaoudi und Poton).

Die mangelnde Stringenz führt dazu, dass das Buch eine mehr oder wenige lose Sammlung von Fallstudien bleibt. Dies tut dem Erkenntniswert der allermeisten Aufsätze jedoch nur wenig Abbruch.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Thomas Kaufmann, Elmar Mittler (Hg.), Reformation und Buch. Akteure und Strategien frühreformatorischer Druckerzeugnisse, Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2016, VI–313 S. (Bibliothek und Wissenschaft, 49), ISBN 978-3-447-10544-6, EUR 99,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Jean-Claude Colbus, Paris**

Au sommaire de ce 49<sup>e</sup> numéro des annales consacrées depuis 1964 au travail des bibliothèques se trouvent pas moins de quatorze articles qui, en ces temps de commémoration luthérienne, s'intéressent aux relations entre bibliothèque, livre et Réforme au XVI<sup>e</sup> siècle. Placés en tête du volume, le sommaire et les résumés – en allemand et en anglais – permettent d'emblée une orientation facile du lecteur.

Analysant la relation qui existe entre les premiers manuscrits de Luther et le texte imprimé, l'article de Thomas Kaufmann met en évidence l'excellente connaissance de la chaîne de production dont le réformateur fait preuve dès le départ. La lecture des manuscrits révèle en effet le soin apporté à son travail afin de faciliter la tâche de l'imprimeur. L'élaboration de l'ouvrage apparaît ainsi avec force, le manuscrit étant transmis au fur et à mesure à l'imprimeur, alors que l'impression de l'ouvrage a déjà commencé: ce travail très professionnel qui montre une parfaite connaissance des techniques d'impression révèle aussi la relation de confiance qui existait entre auteur et imprimeur à cette époque.

Rédigé en anglais, l'article de Valentina Sebastiani consacré à Érasme est assez bref, mais n'en révèle pas moins une proximité similaire entre auteur et imprimeur: expert en matière de mécanismes de production, de circulation et de réception des œuvres imprimées, Érasme exerce un contrôle permanent sur toutes les phases d'élaboration de son ouvrage, depuis sa rédaction jusqu'à sa sortie des presses.

Elmar Mittler part de la publication de la traduction du Nouveau Testament par Luther en 1522 pour montrer l'émulation ainsi suscitée entre diverses mouvances religieuses. C'est ainsi que naissent ces fameuses »bibles patchwork«, assemblage de livres bibliques traduits par des auteurs différents, tels Hätzer et Denck (une coquille s'est glissée dans le résumé, Denck devenant »Dencker«). Révélatrices de la très forte demande du public, ces éditions »mêlées« s'arrêtent avec la publication de la première bible protestante complète parue chez Hans Lufft en 1534. L'article, intéressant et très fouillé, met en particulier l'accent sur les influences croisées de ces diverses mouvances. On regrettera que les tableaux fort complexes mettant en parallèle diverses versions de la Bible (Luther, Zwingli, Bibles catholiques, etc.) ne soient guère commentés: en l'état, ils sont d'une utilité limitée, sans parler de la conclusion de l'article qui tient davantage de l'hagiographie luthérienne que de la rigueur scientifique.

Présentant une autre facette de la production du livre, Wolfgang Schmitz s'intéresse à la situation spécifique des imprimeurs de Cologne, une ville résolument restée dans le giron du catholicisme. Si cette étude révèle en particulier les difficultés à publier des textes luthériens en terre catholique, elle montre aussi que nombre d'imprimeurs, soucieux avant



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

tout de répondre à la demande, n'hésitent pas à publier indifféremment livres catholiques et ouvrages protestants à seule fin de répondre aux attentes d'un marché en expansion.

Après Cologne, Thomas Fuchs se tourne vers la ville de Leipzig où les problèmes d'impression, de vente et de constitution de bibliothèques ont un caractère spécifique en raison de la politique anti-réformatrice menée de 1519 à 1539. En étudiant trois exemples de bibliothèques (le couvent des dominicains et deux bibliothèques d'intellectuels humanistes), cette étude révèle que la politique du duc Georges de Saxe a eu des influences contrastées: si l'imprimerie a pu être très touchée, de même que le commerce des livres à certains moments, en revanche la possession de livres n'est affectée ni chez les catholiques ni chez les protestants.

Rédigé en anglais l'article de Andrew Pettegree repose sur une comparaison de la situation de l'imprimerie à Wittenberg et à Londres au début du XVI<sup>e</sup> siècle: en mettant en évidence les différences d'évolution – Wittenberg devient en peu de temps grâce à Luther un centre de production important, alors que la très puissante corporation des imprimeurs à Londres empêche l'imprimerie de tirer profit des controverses confessionnelles – l'article montre l'influence décisive des facteurs locaux sur l'émergence du livre et de l'imprimerie.

Pour être bref, l'article suivant n'en contient pas moins une très intéressante analyse de Gerald Chaix sur l'évolution du livre dans un tout autre contexte national: la France de la Réforme et de la Contre-Réforme. Les transformations des différents centres de production au cours du XVI<sup>e</sup> siècle – Paris, mais aussi Lyon et surtout Genève avec Calvin – sont présentées avec beaucoup de rigueur: impression, possession et usage du livre sont autant d'éléments essentiels pour mettre au jour la dimension politique de l'imprimerie et mieux comprendre l'installation de cultures confessionnelles divergentes; les pistes évoquées dans cet article gagneraient à être explorées afin de contextualiser la production, la diffusion et l'usage du livre tout au long de cette époque.

Si l'article de Marieke van Delft présente l'intérêt d'ouvrir le débat sur une nouvelle aire géographique, les Pays-Bas, cette petite dizaine de pages n'en propose qu'un survol bien rapide. Récapitulant diverses bases de données et s'appuyant surtout sur la publication d'ouvrages protestants dans la première moitié du XVI<sup>e</sup> siècle, l'étude présente des aperçus statistiques qui auraient pu être intéressants si les schémas censés visualiser la situation (voir notamment le schéma totalement indéchiffrable p. 165) avaient été lisibles. En outre l'absence totale de problématique conduit à un résultat très décevant.

En revanche, l'étude suivante présentée par Urs B. Leu sur l'imprimerie au service de la Réforme apporte une vision très éclairante et très documentée de la collaboration entre l'imprimeur Christoph Froschauer l'Ancien et les réformateurs Zwingli et Bullinger à Zürich. La mise en évidence de l'engagement de Froschauer pour la cause réformatrice, grâce notamment aux nombreux échanges épistolaires, livre une vision passionnante du travail d'imprimeur: des conditions de production à la commercialisation en passant par les tirages, la diffusion et les honoraires versés aux auteurs, etc. On notera en particulier les deux pages présentées face à face qui permettent de visualiser le passage du manuscrit au livre imprimé (p. 190–191) en révélant l'intense collaboration entre imprimeur et auteur déjà entrevue dans les deux premiers articles présentés ici et consacrés à Luther et à Érasme.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

L'article de Martin Rothkegel s'intéresse pour sa part à la production et à la diffusion des livres dans les milieux de la Réforme radicale (anabaptistes, spiritualistes). Si les premières années de la Réforme (1520/1530) sont caractérisées par des tentatives pour diffuser leur foi à travers le livre imprimé, il révèle que, en raison de la censure et des difficultés nées de l'affaire dite du «royaume de Münster», ces groupes non conformistes élaborent peu à peu des stratégies plus clandestines où le livre est réservé à la diffusion interne et où les manuscrits jouent un rôle prépondérant. En témoignent les exemples des Églises »invisibles« de Caspar Schwenckfeld, de David Joris ou encore de Hendrik Niclaes.

L'étude de Matthias Dall'Asta tente d'analyser les stratégies d'acquisitions d'ouvrages entre humanisme et Réforme. Si l'exemple de la bibliothèque de Reuchlin, non transmise à Melanchthon, est bien connu, ce sont pas moins de 500 bibliothèques particulières qui ont fait l'objet de recherches jusqu'à présent. Ces études ont permis de mettre en évidence un véritable »entrecroisement« d'ouvrages d'obédiences confessionnelles diverses dans les premières années de la Réforme. Grâce aux catalogues, aux annotations manuscrites et aux dédicaces d'ouvrages luthériens, on découvre ainsi l'existence de véritables réseaux d'acquisition. Malheureusement cet article, intéressant au départ, se transforme peu à peu en une simple accumulation factuelle.

Konrad Amann s'intéresse à la bibliothèque de l'université de Wittenberg, considérée comme un temple du savoir, et à la politique d'acquisition de Spalatin destinée à en faire un instrument susceptible de donner l'avantage à la Réforme. Cet intéressant article sur la progressive naissance de la bibliothèque de l'université de Wittenberg montre comment, à partir de 1548, la bibliothèque, à présent à Jena, devient le »trésor de la Réforme«. L'article montre ainsi l'évolution de cette bibliothèque qui d'un 'temple du savoir' devient peu à peu un »sanctuaire de la foi« pour la génération suivante.

Enfin l'ouvrage s'achève sur deux articles qui s'intéressent aux pays scandinaves: tous deux pointent les mêmes difficultés, liées notamment à l'absence de sources fiables et à la relative pauvreté de la production locale.

Wolfgang Undorf met en évidence ces difficultés en analysant la situation du livre imprimé dans le contexte du Danemark et de la Suède: peu d'imprimeries et une production locale très faible. En se fondant sur quelques exemples particuliers, il essaie avec prudence de mettre en évidence les origines des ouvrages trouvés dans certaines bibliothèques ... On relèvera que là encore les schémas sont peu lisibles, les deux graphiques p. 266 et p. 267 où s'entremêlent toutes les nuances de gris sont des modèles à éviter!

Otfried Czaika reprend cette même problématique pour la Suède et la Finlande. Le manque d'imprimeries et le caractère transnational des transferts, les incendies, le butin de livres rapporté pendant la guerre de Trente Ans conduisent à la plus grande prudence dans les tentatives de reconstructions hasardeuses des fonds des bibliothèques locales au XVI<sup>e</sup> siècle. La modification profonde de la production qu'entraîne l'année 1525, qui ne laissera subsister qu'une seule imprimerie, l'imprimerie royale, ne doit pas selon lui être surinterprétée dans un sens historico-romantique de construction nationale!

Enfin, à la fin de l'ouvrage, le lecteur trouvera une dizaine de pages récapitulant les nouvelles acquisitions des bibliothèques allemandes pour l'année 2015.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

En conclusion, cet ouvrage est un outil intéressant pour une meilleure connaissance de l'interaction entre l'imprimerie, le livre imprimé et la Réforme au cours du XVI<sup>e</sup> siècle: les nombreuses facettes présentées, tant géographiques que politiques, constituent un apport indéniable et, par bien des aspects, novateur sur ce sujet et certains articles ouvrent des pistes fort intéressantes aux futurs chercheurs. On relèvera quelques coquilles et erreurs diverses: ainsi p. 285 où la date de naissance de Kort Rogge est erronée (1525–1501, pour 1425–1501), p. 16 où l'on trouve »Oevre« pour Œuvre ou encore p. 292 où l'ouvrage de Vésale devient »De humani coproris (sic!) fabrica«. Pour finir, on regrettera aussi que la taille de police utilisée soit nettement trop petite pour permettre une lecture confortable de cet ouvrage: elle gagnerait à être »revue et agrandie« pour les prochaines publications de cette intéressante série.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)



**Erika Kuijpers, Cornelis van der Haven (ed.), Battlefield Emotions 1500–1800. Practices, Experience, Imagination, Basingstoke, Hampshire (Palgrave Macmillan) 2016, XIV–303 p., 2 b/w, 19 col. ill. (Palgrave Studies in the History of Emotions), ISBN 978-1-137-56489-4, USD 109,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Maren Lorenz, Bochum**

Der hier vorgestellte Sammelband ging aus zwei internationalen und interdisziplinären Workshops zum Titelthema 2013 in Amsterdam und 2014 in Ghent hervor und enthält Beiträge historischer, kunsthistorischer und literaturwissenschaftlicher Provenienz, die den seltenen Versuch unternehmen, ein traditionell militärhistorisches Thema aus der Perspektive der historischen Emotionsforschung zu beleuchten. Während sich die eher biografisch-werkzentrierten Kunst- und Literaturwissenschaften schon länger mit den Repräsentationen und der Symbolisierung von Emotionen wie auch von Gewalt befassen, haben sich angesichts der massiven Methodenprobleme die kultur- und alltagshistorisch interessierte Neuere Militärgeschichte, aber auch die frühneuzeitliche Gewaltforschung noch vergleichsweise wenig mit der emotionalen Dimension kriegerischer Gewalt befasst. Erstaunlich, dass sich bislang kaum jemand an die Funktion und Bedeutung der Emotionen rund um das seit der Antike beliebte historische/künstlerische Genre des Schlachtfelds herangewagt hat, obwohl doch gerade der soldatische Kampf schon immer für politische Instrumentalisierung wie auch Selbststilisierung, also das Evozieren nachgelagerter Emotionen bei Dritten herhalten musste.

Der Band gliedert sich in drei Teile, die jeweils durch kurze Kommentare gerahmt werden. Erfreulich ist die explizite Auseinandersetzung vieler Beiträge mit zentralen emotionshistorischen methodischen Konzepten. Der erste Teil nimmt Praktiken und den »emotional habitus« bestimmter »emotional communities« also von Kollektiven unter die Lupe, wie sie von den nach wie vor inspirierenden Befunden der Mediävistin Barbara Rosenwein sowie den auf Pierre Bourdieus Habitus-Konzept beruhenden Überlegungen der historischen Kulturwissenschaftlerin Monique Scheer abgeleitet wurden.

Der zweite Teil widmet sich den emotionalen Praktiken und Erfahrungen von Individuen. Neben Monique Scheer wird hier auch auf William Reddys Konzept der »emotives« eingegangen. Ian Germani führt z. B. an Reddys Konzept des emotionalen Ausdrucks als Sprechakt die Etablierung eines neuen patriotischen »emotional regimes« der Französischen Revolution vor. Durch ständige Wiederholung und anekdotisch inszenierte Vorbilder, sei hier erstmals in der Vormoderne der heroische Tod für den Staat als Form und Institution zunächst als Narrativ konstituiert und erst dadurch soziale und individuelle Normen langfristig modifiziert worden. So seien kulturell hegemoniale Gefühlshaltungen und -ausdrücke zelebriert und patriotische Emotionen eingeübt worden. Teil 3 befasst sich mit dem visuellen »Nacherleben« in der bildenden Kunst. Untersucht werden hier panoramaartige



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Schlachtengemälde, Karten und Pläne von Belagerungen, aber auch soldatische Genredarstellungen vor und nach blutigen Kämpfen.

Eine Vielzahl der Beiträge setzt sich kritisch mit einigen einflussreichen Thesen des israelischen Historikers Yuval Noah Harari auseinander, die dieser explizit an der Figur des vormodernen (adeligen) Kombattanten entwickelt hatte<sup>1</sup>. Besonders überzeugend argumentieren dabei Brian Sandberg in seiner instruktiven Analyse von Belagerungen und Erstürmungen in Schriftquellen und Linda de Boer in ihrer Untersuchung zu Augenzeugenschaft und Perspektivwechsel visueller Darstellungen von Belagerungen, insbesondere der scheinbaren Objektivierung durch die Kartographie. Übereinstimmend wird Hararis Umgang mit emotionaler Selbstreflexion, seine zentrale Unterscheidung in außenstehende Beobachter (»eye-witnesses«) und teilnehmende Kämpfer als angeblich authentischere und objektivere, weil lebhaftig durchlebte »flesh-witnesses« zurückgewiesen.

Dessen ursprüngliche These von der Entstehung eines seine Gefühle erstmals in der Renaissance bewusst reflektierenden »modern self« identifizieren bereits Erika Kuijpers und Cornelis Van der Haven in ihrem Vorwort als einen Schwachpunkt. Im Gegensatz zu Harari gäbe es auch keine an den Kern des Individuums heranführenden zugänglichen »Offenbarungserlebnisse« durch ultimatives Gewalterleben; selbst diese stellten immer nur Repräsentationen (Imaginationen) und Sprachkonventionen dar. Der Einbezug schriftlicher Selbstzeugnisse, Lebensberichte, Tagebücher, Korrespondenzen, auch in die meisten kunsthistorischen und literaturwissenschaftlichen Beiträge des Bandes, bestätigt, wie sehr die Überlieferung von Emotionen nicht nur durch die Grenzen des verbal Kommunizierbaren begrenzt wird, sondern auch durch Sehkonventionen geprägt ist. Mittelalterliches Nichttreden über Ängste, Lust und Leiden (Harari) bedeute nicht zwangsläufig das Nichtfühlen derselben, ebenso wenig zeuge die Abwesenheit ikonographischer Emotionalität von Emotionslosigkeit. Gerade die religiös geprägten Varianten der Artikulation von (Gottes-)Furcht und »teuflischer« Furchtlosigkeit, wie sie z. B. Andreas Bähr in seinem Beitrag zu kollektiven Ritualen wie Gebeten und magischen Praktiken vorstellt, demonstrierten die Andersartigkeit der Repräsentation und Verarbeitung existentieller Erfahrungen.

Eindrucksvoll ist die Vielfalt der genutzten Quellen und Forschungsperspektiven: Cornelius van der Haven untersucht militärtheoretische Schriften und feierliche Ansprachen, aber auch Gebete sowie Drill-Handbücher. Er macht als Erziehungsziel das durch den militär-technischen Wandel gegenüber dem Einzelkrieger/Landsknecht in den Vordergrund gerückte Prinzip der »tranquillitas« aus, die körperliche und emotionale Selbstkontrolle. Diese spielt auch in anderen Beiträgen, wie Mary Favrets Kommentar, als Teil des »social bonding« einer physisch synchron agierenden Formation und als idealisiertes Selbstkonzept eine zentrale Rolle.

Bettina Noack betrachtet exemplarisch die Schriften des berühmten Chirurgen Ambroise Paré bezüglich seiner Kriegserfahrungen



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

<sup>1</sup> Ursprünglich: Renaissance Military Memoirs. War, History and Identity, 1450–1600, Woodbridge/Rochester, NY 2004. Weiter zugespitzt in: The Ultimate Experience. Battlefield Revelations and the Making of Modern War Culture, 1450–2000, New York, NY 2008.

als Feldchirurg sowie das Handbuch zur Wundbehandlung des niederländischen Theoretikers van Beverwijck. Ihre Identifizierung eines pauschal unterstellten soldatischen Mitgefühls gegenüber sinnlosem Leiden sterbender Kameraden überzeugt jedoch weniger als ihre Herausarbeitung der Nuancen der antiken Humoralpathologie, der zeitgenössischen Emotionstheorie, für die Einschätzung der Heilungschancen von Verletzten. Das analytische Potential von Humor als »coping strategy« in Bild und Text greift allein Johann Verberckmoes in seinem knappen Kommentar auf. Es wird sonst leider nur im Zusammenhang mit politischen Cartoons als Kriegskritik von Philip Shaw erwähnt, dem es disziplinäre Grenzen überschreitend gelingt, britische Schlachtenmalerei (Valenciennes 1793) und politische Instrumentalisierung in ihrer Genese, Rezeption und Wirkungsmacht als politischen Prozess vorzustellen.

Marian Füssel betrachtet neben Selbstzeugnissen und gesungenen Gebeten (Chorälen) als einziger die materielle Kultur jenseits der Bilder (bebilderte und betextete Tabaksdosen und Siegesschleifen). Valerie Mainz zeigt am Beispiel der beginnenden Napoleonischen Kriege den Wandel vom historischen, meist antikisierenden Schlachtengemälde zum scheinbar real-dokumentarischen Manifest auf und kann anhand von ergänzenden Schriftquellen nachweisen, wie sehr um 1800 der zentralen Zielgruppe der neuen militärischen Eliten das emotionale Verständnis und die Sehweise für alte Darstellungsformen verloren ging.

Verschiedene Beiträge rekurren auf das sich im Laufe der Frühen Neuzeit entscheidend erweiternde Quellenspektrum durch medialen Wandel, das neue Manifestationen von Emotionalität ermöglichte. Insbesondere populäre Drucke aber auch eine zunehmend national oder gruppenspezifische Memorialkultur veränderten das Spektrum der emotionalen Repräsentationen. Gerade für die »frühe Frühe Neuzeit« dominieren Quellen der Eliten. Erst mit einer zunehmenden Alphabetisierung, Briefkultur und dem vermehrten Druck von Lebensberichten, gerät die Perspektive einfacher Soldaten nach 1700 in und um die Schlachtfelder herum stärker ins Blickfeld.

Zu Recht bemängelt jedoch Dorothee Sturkenboom in ihrem Schlusskommentar zwei zentrale »blind spots«: zum einen die Nichtthematisierung von Männlichkeitskonzepten, so als seien diese transhistorisch für »military emotions« vorauszusetzen und erübrigten eine geschlechterhistorische Perspektive, zumal auch rund um das Schlachtfeld die frühneuzeitlichen Kriege keine frauenfreien Zonen gewesen seien. Dabei fehle der Begriff einer »heroischen Ehre« als Kern der soldatischen Identität in keinem Beitrag (Bei Ilya Berkovich steht er sogar im Zentrum.).

Zum anderen weist Sturkenboom auf die komplette Lehrstelle »destruktiver« Emotionen in allen Beiträgen hin. Rachegefühle, Lust am Töten und Quälen, jener Rausch, den Harari als »combat flow« bezeichnet, »the way in which battles transform men into killers by evoking emotions that in another context would be considered abject« (S. 281) fehlten völlig. In der Tat zirkulieren alle Beiträge dann doch recht konventionell und wenig überraschend entweder um das Bezwingen der Angst vor dem eigenen Tod und Verletzung und/oder um empathische Emotionen wie Kameradschaft und Loyalität gegenüber Führung oder seit dem 18. Jahrhundert dem »Vaterland«.

Wenn auch der Bezug der Kommentare zu den Beiträgen nicht immer überzeugend ausfällt und auch die Qualität wie der Umfang der



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

einzelnen Aufsätze variieren, liefert der Band dennoch exemplarische Einblicke in ein vielversprechendes Forschungsfeld. Als englischsprachige Publikation trägt er außerdem zur Sichtbarkeit der international weniger rezipierten deutsch- und niederländisch/flämischen Frühneuzeitforschung bei. Bedauerlicherweise wurden wohl aus Kostengründen, die in vielen Beiträgen analysierten, im Original teils farbigen und oft großformatigen Bildquellen nur sehr klein und teilweise in schlechtem Schwarz-Weiß integriert. Hier wäre ein separater farbiger Bildteil hilfreich und adäquat gewesen.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Philippe Lejeune, Aux origines du journal personnel. France, 1750–1815, Paris (Honoré Champion) 2016, 648 p. (Les dix-huitièmes siècles, 189), ISBN 978-2-7453-3037-6, EUR 99,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Astrid Ackermann, Jena**

Bei seiner Untersuchung der Tagebücher, so Philippe Lejeune, sei er ebenso auf »des gens raisonnables« wie Exzentriker gestoßen (S. 213). Er bietet seinen Lesern ein Panorama unterschiedlichster Tagebucharten und -autoren, bekannter wie unbekannter. Die Quellen stammen aus der Frühzeit des Tagebuchschreibens in Frankreich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, weitere französischsprachige Beispiele kommen hinzu. Lejeune präsentiert sie vorrangig gegliedert nach Themenschwerpunkten – Liebe, Glauben, Gesundheit, Erziehung, Trauer, Sexualität, Familie und Individuum sowie Umgang mit der Zeit. Seine im Band versammelten Beiträge sind zuvor bereits in Zeitschriften, Sammelbänden oder auf seiner Seite »Autopacte« (<http://www.autopacte.org>) erschienen. Hier bietet sich nun die Möglichkeit der Zusammenschau und des Vergleichs.

Die Forschung hat Tagebücher wie andere Selbstzeugnisse seit einiger Zeit intensiver in den Blick genommen, Ego-Dokumente sind eine gern genutzte Quelle<sup>1</sup>. Zu fragen ist unter anderem, inwieweit sich die Forschung verengend am »modernen Individuum« und damit einem spezifischen Personkonzept orientiert<sup>2</sup>. Gerade angesichts des vielfachen Quellenmangels geht es um das Verhältnis von Epochen- und Raumspezifika und Möglichkeiten der Verallgemeinerung.

Bei Lejeune wird deutlich, wie unterschiedlich »seine« jeweiligen Verfasser das Medium Tagebuch nutzten, wie verschieden die Bedürfnisse waren, auf die sie mit dem Schreiben reagierten, und damit auch die gewählten Sinnkonstruktionen. Jeanne-Marie Prévost-Bellamy diente ihr Tagebuch im Genf der frühen 1770er Jahre als »médecin«, um mit ihrem häufig empfundenen Unwohlsein umzugehen (S. 27). Marc-Antoine Jullien hingegen ging es um die Kontrolle der Zeit – das Unglück war »de perdre son temps« (S. 267). Madame de Genlis wiederum habe als Erzieherin der Kinder der Herzogin und des Herzogs von Orléans Tagebücher zum Machtinstrument gemacht. Mit ihnen kontrollierte und unterdrückte sie die Kinder wie deren Lehrerinnen und Lehrer und suchte schließlich sogar die Mutter der Kinder zu disqualifizieren. In Anlehnung an Bentham bezeichnet Lejeune dieses Überwachungssystem als »panoptique«. Die Analyse der Genlis'schen Machtstrategien gleicht freilich einem Puzzle: Da ihre Tagebücher nicht greifbar sind, zieht Lejeune unter anderem ihren Erziehungsroman »Adèle et Théodore« sowie ihre Schriften »Discours sur l'éducation de M. le Dauphin« und

<sup>1</sup> Vgl. dazu bsp. Andreas Rutz: Ego-Dokument oder Ich-Konstruktion? Selbstzeugnisse als Quellen zur Erforschung des frühneuzeitlichen Menschen, in: zeitenblicke 1 (2002), Nr. 2 [20.12.2002], URL: <http://www.zeitenblicke.historicum.net/2002/02/rutz/index.html>.

<sup>2</sup> Andreas Bähr, Peter Burschel, Gabriele Jancke (Hg.), Räume des Selbst. Eine Einleitung, in: dies., Räume des Selbst. Selbstzeugnisforschung transkulturell, Köln 2007, S. 1–12, hier S. 2f.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)



»Leçons d'une gouvernante à ses élèves« heran. Wie in anderen Kapiteln fragt er zudem nach der Biografie der Autorin und gewährt unmittelbare Einblicke durch ausführlichste Quellenauszüge.

Nicht zuletzt widmet er sich intensiv den jeweiligen Schreibpraktiken. So wird deutlich, was es heißt, wenn Ludwig XVI. in seinem Tagebuch unter dem Datum 14. Juli 1789 ebenso »rien« notierte wie an zahlreichen Folgetagen: Seit seinem 12. Lebensjahr war dieses Tagebuch bestimmten Themen gewidmet (der Jagd, Empfangen, zeremoniellen oder religiösen Akten, Reisen); in dieser Hinsicht war in Versailles nichts geschehen. »Nichts« hieß demnach nicht, dass der Rest ihm nichts bedeutete. Eine weitergehende Kommentierung oder Zeitzeugenschaft, die sich bei anderen Tagebuchschreibern zur Revolution teils findet (vgl. S. 43), versuchte der König nicht.

Einleitend bringt Lejeune einen kurzen Abriss zur Entwicklungsgeschichte des Tagebuchschreibens in Frankreich, wo sich diese Praxis rund 100 Jahre später als in Deutschland oder Großbritannien etablierte<sup>3</sup>. Auch Lejeune erklärt dies mit dem englischen Puritanismus beziehungsweise dem Pietismus in Deutschland. Er bietet freilich keine strenge Chronologie der Entstehung des Tagebuchs. Vielmehr schlägt er verschiedene Schneisen zur Beantwortung der Frage, warum das eigene Leben nun in dieser Form zum Thema gemacht wurde<sup>4</sup>, unter anderem ausgehend von der Idee der »Conversation avec soi-même« bei Louis-Antoine de Caraccioli (1751) oder zum Zusammenhang von Introspektion und der Entstehung der Psychologie. Es habe eine sich überlagernde Entwicklung zwischen dem Tagebuch, dem Brief und der Autobiografie gegeben. Die Gattungsgrenzen sind mithin nicht nur zur Literatur schwerlich festzulegen. Entscheidend für das Tagebuch sei jedoch die Datierung. Im Mittelpunkt stehen insofern die Sorge um das Vergehen der Zeit, das (eigene) Gedächtnis und die Erinnerung<sup>5</sup>. Ebenso geht es um die Bewältigung von Emotionen, Ängsten und Hoffnungen.

Lejeune bevorzugt den Begriff des »journal personnel« statt des im Französischen üblichen »journal intime«<sup>6</sup>. Schließlich sei die Privatheit ein sekundäres und sich erst später herausbildendes Merkmal des Tagebuchs. So wurden die »journaux en famille« der Coquebert de Monbret-Brongniart über verschiedene Generationen weitergegeben. Allerdings nutzt auch Lejeune den Begriff des Intimen zur Charakterisierung: Das Tagebuch Prévost-Bellamys sei »un vrai journal intime«, allein für sie und als Lebenshilfe bestimmt (S. 467), Madame de Genlis' Tagebuch zum Tod ihrer ältesten Tochter ein ebensolches der Trauer und des Gebets. Der junge André-Marie Ampère führte zwei Jahre lang ein »journal intime«, um den Annäherungsprozess an seine spätere

<sup>3</sup> Vgl. bspw. Élisabeth Bourcier, *Les journaux privés en Angleterre de 1600 à 1660*, Paris 1976.

<sup>4</sup> Vgl. auch Philippe Lejeune, Catherine Bogaert, *Un journal à soi. Histoire d'une pratique*, Paris 2003.

<sup>5</sup> Vgl. auch Philippe Lejeune, *Datierte Spuren in Serie. Tagebücher und ihre Autoren*, in: Janosch Steuwer, Rüdiger Graf (Hg.), *Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts*, Göttingen 2015, S. 37–46, hier S. 39.

<sup>6</sup> Vgl. bspw. Alain Girard: *Le journal intime*, Paris 1963.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)



Ehefrau festzuhalten. Als Schlüsselmoment für diese Geschichte des Intimen gilt Lejeune die Praxis, das Tagebuch als »Du« anzusprechen.

Immer wieder macht er den Prozesscharakter seines Arbeitens deutlich. Er spricht von der »archäologischen« Arbeit im Archiv (S. 10), Geheimnissen und Hypothesen, lässt die Leser an seinen Lektüren, Eindrücken bei den Recherchen und seinem Erstaunen teilhaben. Das in sich tagebuchartig angelegte Kapitel »Au jour d'aujourd'hui«, in dem Lejeune das eigene Schreiben und Forschen zur Quelle macht, ist als Selbsterkundungsprojekt zum besseren Verständnis des Untersuchungsgegenstandes verständlich; für den Leser scheint eine bündigere, die Ergebnisse dieses Arbeitsprozesses in den Mittelpunkt rückende Form allerdings gewinnbringender. Aber: Lejeune weiß um die Risiken einer vorschnellen Generalisierung. Er eröffnet einen Blick auf die Vielfalt der Tagebücher und der (narrativen) Identitäten auch innerhalb einer Zeitepoche und von Kulturräumen. Nicht zuletzt bietet er eine Schulung zum Lesen und Befragen entsprechender Quellen und wirft Fragen auf – so danach, inwieweit es schon um 1800 darum ging, die Zeit rentabel zu machen oder sich vielmehr »un espace de liberté« zu schaffen (S. 22).



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Thierry Lentz, Les ministres de Napoléon. Refonder l'État, servir l'empereur, Paris (Perrin) 2016, 303 p. (Collection Tempus, 659), ISBN 978-2-262-04375-9, EUR 9,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Nicola Todorov, Cayenne**

Les ministres de Napoléon? Qui ne pense pas à un Fouché ou à un Talleyrand, étudiés par de nombreux biographes, dont parfois des écrivains célèbres comme Stefan Zweig? Ces personnages sont connus par un public plus large que le cercle tout de même assez restreint d'historiens professionnels ou même de passionnés d'histoire napoléonienne. Le cinéma et la télévision ont largement contribué à porter à la connaissance du public la vie et les actions de ces personnages ainsi que les légendes qui ont été construites autour d'eux. L'un des mérites du livre de Thierry Lentz est de mettre en lumière d'autres collaborateurs de Napoléon, dont on parle généralement moins, quand on pense à l'épopée napoléonienne, car au total 32 personnalités ont exercé une fonction ministérielle sous le Consulat et l'Empire. L'ouvrage n'est pourtant pas un alignement de biographies, mais présente une vision d'ensemble de ce groupe.

Le livre est divisé en trois parties, dont la première, de même que l'introduction, sont publiées pour la première fois dans la présente édition, alors que la deuxième et la troisième partie représentent une version refondue et augmentée du »Dictionnaire des ministres de Napoléon« paru en 1999. La première et donc nouvelle partie étudie la conception de la fonction ministérielle dans l'État napoléonien telle qu'elle était définie par la constitution de l'an VIII et telle que Napoléon Bonaparte, Consul puis Empereur, l'envisageait et la pratiquait. Comme il l'annonce dès l'introduction, l'auteur entend écrire une histoire de cette fonction ministérielle entre 1799 et 1815. Si en Allemagne, le personnel des hautes administrations a fait l'objet d'un certain nombre d'études inspirées, il y a quelques décennies, par le paradigme de la bureaucratie réformatrice, en France, les militaires de l'épopée napoléonienne ont davantage attiré l'attention des historiens que les serviteurs civils de l'État. Selon Thierry Lentz, la fonction ministérielle napoléonienne aurait eu plus de points en commun avec les commis de l'Ancien Régime que les ministères d'un régime parlementaire et, de ce point de vue, l'étude des ministères napoléoniens apporte une pierre à l'histoire de la fonction publique française.

Dans son analyse du statut constitutionnel des ministres Thierry Lentz avance que, si Napoléon malmena souvent les institutions, il le faisait toujours »en se soumettant à l'obligation d'imaginer des solutions juridiques pour parvenir à ses fins sans trop heurter le texte fondamental« (p. 23). Comme d'autres historiens avant lui (Albert Soboul, Jean-Paul Bertaud) et comme il l'avait déjà montré d'une manière convaincante dans ses publications antérieures, l'auteur souligne bien que le régime napoléonien n'était pas une dictature militaire, telle que l'Amérique latine en a connu.

La seconde partie détaille en douze chapitres, un pour chaque ministère, les compétences, les titulaires et les administrations centrales de chaque ministère. Elle fournit ainsi un outil de travail pour qui cherche



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

à se familiariser avec l'organisation institutionnelle napoléonienne, ne serait-ce qu'en vue d'explorations archivistiques à mener par des chercheurs à venir.

La troisième partie présente une biographie analytique et comparée des trente-deux personnes ayant détenu un ministère sous Napoléon. Il s'agit une véritable prosopographie, analysant l'origine sociale, le passé révolutionnaire, les carrières des ministres sous le Consulat et l'Empire, mais aussi leur attitude en 1814/1815 ainsi que leurs carrières après l'Empire. L'auteur estime par exemple que, sans être forcément d'origine modeste, rares étaient les ministres de Napoléon, qui auraient pu accéder à un portefeuille sous l'Ancien Régime. C'est la Révolution qui propulsa, majoritairement, ces personnes dans les très hautes sphères du pouvoir.

On n'échappe pas à l'impression que l'auteur, en écrivant la première partie, a voulu faire, subtilement, référence aux débats politiques récents au moment de la parution de l'ouvrage (2016). D'où peut-être l'accent mis sur la «soumission» des ministres au «gouvernement», que Napoléon entendait incarner seul. «Il ne toléra jamais qu'ils sortent de leur compétence essentielle, pour ne pas dire unique, à savoir à appliquer la loi et les règlements». Selon le jugement de Madame de Rémusat, que l'auteur semble suivre, les ministres se renfermaient dans leurs attributions respectives. Autrement dit, sous Napoléon, il n'y eut pas de cacophonie ministérielle. Des encadrés thématiques, tels que celui intitulé «Des cumulards?», consacré au cumul de certaines charges, utilisent certes une terminologie inconnue sous l'Empire, mais font aussi comprendre l'actualité de certaines comparaisons, susceptibles de séduire un public amateur d'histoire.

Selon l'auteur, Napoléon Bonaparte dépensait une certaine énergie à rappeler à l'ordre, à corriger, à aiguiller ses ministres afin d'assurer la cohérence de son gouvernement. À en croire Thierry Lentz, ces efforts furent couronnés de succès. Mais loin de finir par n'être entouré que par des hommes dociles, sans talent, Napoléon aurait réussi à avoir des serviteurs immédiatement placés sous son autorité, qui travaillaient efficacement, mais qui ne furent que de simples exécutants. Pourtant, si encore aujourd'hui certains historiens prennent la définition juridique des attributions pour la réalité de l'exercice du pouvoir, on devrait sans doute se pencher sur les processus de prise de décision politiques. Talleyrand et Fouché n'avaient ni le même passé politique, ni les mêmes origines sociales. Ils disposaient de réseaux très différents, ce dont Napoléon était bien conscient. Présenté jadis comme le séide de Napoléon, Savary, qui remplaça Fouché à la tête du ministère de la police générale en 1810, n'était pas plus favorable au retour des Bourbons que son prédécesseur pour avoir joué un rôle dans l'exécution du duc d'Enghien et réprimé impitoyablement la résistance royaliste en Vendée et en Normandie en 1803. Il poursuivit la politique de recrutement des agents de police parmi les vétérans des armées révolutionnaires, comme nous l'a rappelé Michael Broers.

On aurait peut-être attendu des développements consacrés aux tentatives vaines ou réussies de certains ministres à influencer la politique du chef de l'Etat. Un Talleyrand n'avait-il pas cherché à convaincre l'Empereur de se montrer indulgent à l'égard de l'Autriche en 1805, en prônant une alliance avec les Habsbourg, comme Kurt von Raumer l'avait écrit déjà en 1961? Le ministre de la marine, le vice-amiral Denis Decrès, ne partageait pas la vision stratégique du souverain et montrait une



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

réactivité bien sélective à ses ordres, faisant attendre le monarque parfois plusieurs semaines avant de lui adresser les rapports demandés.

L'Empereur se fiait, dans une certaine mesure, à l'expertise de ses subordonnés, comme le rappelle d'ailleurs Thierry Lentz dans la première partie du livre, mais ces opinions d'experts n'étaient pas forcément dépourvues d'intérêts et d'enjeux. Si Decrès a parfois réussi à convaincre Napoléon de prendre telle décision plutôt que telle autre, on sait aussi que le ministère de la marine était étroitement lié aux milieux coloniaux. Et Gaudin, le ministre des Finances, ne finit-il pas par obtenir l'augmentation des impôts indirects, comme l'a souligné Pierre Branda, en dépit des réticences de Napoléon, qui considérait leur abolition comme un acquis de la Révolution? Il y avait là peut-être matière à augmenter le livre d'une quatrième partie.

La bibliographie indicative s'avère fort instructive, car elle révèle à quel point l'histoire de l'époque napoléonienne, l'un des champs les plus labourés par les historiens, comporte encore des lacunes surprenantes, de nombreux collaborateurs proches de Napoléon n'ayant encore fait l'objet d'aucune biographie, mises à part les notices dans des dictionnaires. Ce constat donne à ce livre un caractère programmatique.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Nadia Matringe, La Banque en Renaissance. Les Salviati et la place de Lyon au milieu du XVI<sup>e</sup> siècle. Préface de Jacques Bottin, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2016, 416 p., nombr. ill. en coul. (Histoire), ISBN 978-2-7535-4956-2, EUR 24,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Philip T. Hoffman, Pasadena, CA**

Any tourist who visits Lyon has to marvel at the beautiful Italianate residences in *Le Vieux Lyon*, the neighborhood wedged between Saône River and the hills of Fourvière. With their balconies overlooking interior courtyards, the 16th-century residences resemble those in the prosperous cities of northern Italy, and for a historian, they are a clear sign of wealth.

That they were built in Lyon is no surprise, for throughout much of the 16th century, Lyon was the financial center of France, with international fairs that attracted merchants and bankers from across Europe – but especially from northern Italy. The merchants and bankers came to Lyon to sell imported luxury goods and to take advantage of the city's fairs, which met four times a year and made it easy to borrow from fair to fair and pay in multiple currencies. Such financial practices were new to France, and they had been introduced by the Italian bankers in Lyon.

The Italians dominated trade and banking at the fairs and they controlled the fair's law court, the *Conservation*, which was one of the earliest examples of a streamlined commercial jurisdiction in France. But all this international trade and innovation at the fairs was almost exclusively the business of the Italians and the other foreigners, or so historians tell us; the only exception was the king of France, who raised money in Lyon via the fairs' short term loans. French merchants did not take part in the financial dealings at the fairs, and they never used the Italians' novel financial techniques, such as making payments by transferring bank balances. Neither did French bankers, for French banking, historians believe, was non-existent in the 16th century. Unfortunately, once the Wars of Religion swept over Lyon, the city's foreign merchants and bankers came under attack and left. The international trade and advanced banking practices by and large disappeared, leaving French financial development lagging behind.

That at least is the accepted story. But as Nadia Matringe's excellent new book demonstrates, it is wrong. The trouble with the standard story is that it is based almost exclusively on local archives in Lyon. Although the documents in those archives – fiscal assessments, municipal deliberations, and notarial minutes – are extensive for the 16th century, they rarely include the business records of the Italian merchants and bankers, which if they are preserved are usually found in Italy. In »La banque en Renaissance«, Matringe draws on these records to rewrite the standard story in a work of history that has implications not just for our knowledge of Lyon in the 16th century, but for French history in general and for business history and the history of financial development as well.

Matringe bases her book on the business records from the 1540s of one of the major Italian bankers and merchants, the Salviati family, especially their extensive accounting records and copies of their



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

correspondence that they preserved. She adds other manuscript sources from France and Italy and extensive reading of printed sources. Although one might be worried that the Salviati in the 1540s might be exceptional, her evidence suggests that her claims will likely generalize, and in any event her rich case study of the Salviati is more than enough to rewrite the accepted history of 16th-century Lyon.

The first part of that standard story to disappear is the sharp line that supposedly divided the Italians' trade in luxury goods from the more mundane affairs of French merchants and artisans. Although the Salviati did import luxuries such as silk and spices, they also traded in furs with local French artisans. Their less glamorous trade in furs in fact turned out to be more profitable than importing silk, where the competition caused losses.

The sharp division between the innovative financial practices of the Italians and the laggard French also vanishes in Matringe's book. French merchants turn out to have kept accounts with the Salviati bank and used them to make payments by transferring balances too. The practice was not off limits to the French.

The accepted history is also wrong about important details of the financial development of France. Letters of exchange, it is believed, did not spread among French merchants until well after the 16th century. But Matringe finds French merchants using them in Lyon and in other parts of France as well. She also finds signs of discounting, in operations that involved the Salviati, other foreigners, and French merchants as well. That too is a surprise because discounting was not supposed to have spread outside the Low Countries before the seventeenth century. Discounting in Lyon was admittedly rare, but for an obvious reason: merchants and bankers had a substitute for it, because they could use their bank accounts to transfer money and take out short term loans. The implications here are important and they extend well beyond Lyon, because historians of financial development have long supposed that a sharp line separated the Low Countries, where discounting and negotiable financial instruments dominated, from Mediterranean Europe, where banking prevailed. By blurring this line, Matringe calls that whole chapter of financial history into question too.

»La banque en Renaissance« has other virtues as well. The detailed research sheds light on a variety of topics, from the royal court's purchases of silk to the financing of France's wars. The book explains the workings of financial instruments and of the Salviati accounts in considerable detail, and it provides readers with quantitative data on the profitability of transactions and the breadth of clientele.

Among the numerous discoveries Matringe has made, three in particular deserve mention. First of all, Lyon was more important than most historians have suspected. Financial operations at its fairs involved not just trade between France and Italy or loans to the French kings, but arbitrage between the Low Countries, England, and Spain. New Christians from the Iberian Peninsula were in fact among their biggest clients. All these operations in turn made the Salviati's Lyon branch, which was given considerable autonomy, more profitable than the family's home office.

Second, the Salviati invested money for their clients in operations that involved risk, such as these arbitrage transactions or loans to the king. And they seemed to warn their clients about the risks involved. Although the Salviati did invest some of their own money, they also profited from the fees and commissions they charged, much like bankers today.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)



Third, and most important, lending to the king lost the Salviati money. As with their other investments, some of the funds advanced to the crown came from other clients, who were told about the potential for loss. But the Salviati sacrificed their own funds in extending credit to the king, and the interest they charged did not put them in the black. Why then did they continue lending to the crown? Matringe suggests that it kept the king on their side and was in a sense a cost of continuing to do business in more profitable banking services. Banking has always required some kind of government support, even today, so Matringe's insight seems plausible. If it applies to other bankers in early modern Europe, it will be an extremely important insight.

The general lessons we should carry away from Matringe's book is that historians should always remain skeptical of accepted stories, particularly when they depend on unexplained cultural lags in developing particular business practices. Contrary to what the accepted history taught, French merchants did use letters of exchange in 16th-century Lyon, and Italian bankers did not simply control everything. The same may be true of other received wisdom as well.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Robert Meier, Julius Echter. 1545–1617, Würzburg (echter)  
2017, 168 S., ISBN 978-3-429-03997-4, EUR 14,90.**rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Jan Turinski, Mainz**

Am 13. September 2017 jährte sich der Todestag Julius Echters von Mespelbrunn, des von 1573 bis 1617 regierenden Fürstbischofs von Würzburg zum vierhundertsten Mal. Dieses Jubiläum bot Anlass zu mehreren Tagungen, Ausstellungen und Publikationen rund um das Pontifikat Julius Echters, welches als eines der prägendsten für die Geschichte des fränkischen Bistums und insbesondere der Kathedralstadt am Main angesehen werden darf. In diesem Kontext ist auch die hier angezeigte Monografie Robert Meiers zu sehen, die sich auf schlanken 150 Seiten mit dem Leben und Wirken des Kirchenfürsten beschäftigt. Das erklärte Ziel des Autors ist hierbei die verschiedenen historiografischen Bilder des Fürstbischofs zu dekonstruieren, um einen Blick auf »das Bild des ›echten‹ Echter« (S. 13) zu werfen. Wie etwa an der Darstellung des Konfliktes zwischen Fürstbischof und den Grafen von Löwenstein-Wertheim um die Jurisdiktionshoheit über das Kloster Bronnbach, zu erkennen ist, stellt die Monografie Meiers hierbei erfreulicherweise nicht nur eine Zusammenschau der bisherigen Forschungsliteratur dar, sondern basiert punktuell auch auf der Analyse archivalisch überlieferter Quellen.

Meier wählt in seiner Darstellung zunächst einen chronologischen Zugriff und wirft den Blick auf die familiäre Herkunft sowie die Ausbildung Echters, seine Karriere in der Germania Sacra, seinen Weg auf die Würzburger Kathedrale sowie seine Bischofsweihe. Das Pontifikat des Fürstbischofs wird sinnvollerweise unter systematischen – und nicht etwa chronologischen oder ereignisgeschichtlichen – Gesichtspunkten betrachtet und konzipiert in allgemeine Entwicklungen und Strukturen des 16. und 17. Jahrhunderts kontextualisiert. Hiermit ermöglicht es der Autor auch der mit dem Gegenstand weniger vertrauten Leserschaft, sich in der Thematik zurecht zu finden. Die kleineren Unschärfen in der Formulierung – so gab es etwa auch noch im 18. Jahrhundert Fürstbischöfe, die keine Priester waren (S. 34)<sup>1</sup> – vermögen es dabei nur bedingt, den guten Gesamteindruck zu trüben. Insgesamt widmen sich sechs Kapitel der Regierungszeit Julius Echters und werfen ein Schlaglicht auf das Wirken des Fürstbischofs, und dies sowohl in seiner Funktion als Bischof der Würzburger Diözese, vor allem jedoch als Landesherr des Hochstifts. In den Fokus der Betrachtungen geraten neben fast schon klassischen Themenfelder der Echter-Forschung wie der Konfessions- oder Baupolitik auch die fürstbischöflichen Maßnahmen, die sich gegen das Konkubinat der Priester richteten, die Ordenspolitik oder auch die Publikation von liturgischen Büchern durch den Fürstbischof. Insgesamt gelingt es Robert Meier auf diese Weise, dem Leser bzw. der Leserin einen facettenreichen Einblick in den Echter-Pontifikat zu geben.

Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemandPubliziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

<sup>1</sup> So etwa Karl Joseph von Lothringen († 1715) und Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg († 1732).

Ein eigenes Kapitel nehmen die Hexenprozesse im Hochstift Würzburg ein. An seine bisherigen Publikationen anknüpfend<sup>2</sup> hinterfragt Meier hierbei kritisch das Bild des dem »Hexenwahn«<sup>3</sup> verfallenen Fürstbischofs und zeichnet ein differenziertes Bild der Hexenverfolgungen im Hochstift Würzburg im Pontifikat Julius Echters. So habe es in den ersten Jahrzehnten dessen Regierungszeit keinerlei Hexenverfolgungen gegeben, spätere Verfolgungen seien durchweg auf Initiativen der Bevölkerung zurückzuführen. Einzig in Gerolzhofen sei es zwischen 1616 und 1617 einer »Hinrichtungswelle« (S. 142) gekommen, die zwar singulär für das Würzburger Hochstift sei, es aber dennoch vermocht habe, das Bild Julius Echters weithin zu prägen.

In den Hintergrund tritt demgegenüber die Rolle Julius Echters als Fürst des Alten Reiches, auch wenn diese nicht gänzlich unbelichtet bleibt. Nach einer kurzen Passage zu den Fuldaer Händel widmet sich Meier auf zwei Seiten der Reichspolitik und kommt nach einem kursorischen Überblick zu dem Ergebnis, dass »Echter die Aufgaben, die aus seiner Rolle als katholischer Reichsfürst entstanden, wahrnahm« (S. 132). Gerade vor dem Hintergrund der nicht gerade ausufernden Literatur zur Reichspolitik des Fürstbischofs, wäre es wünschenswert gewesen, wenn der Begründung dieser These etwas mehr Raum zugestanden worden wäre oder etwa auch die in der Forschung diskutierten Frage nach der politischen Isolation des Echter-Bischofs auf Reichsebene um das Jahr 1600 kritisch beleuchtet worden wäre<sup>4</sup>.

Insgesamt betrachtet kann das Werk Robert Meiers keine komplette Neuinterpretation der Regierungszeit leisten und wartet auch nicht mit umfangreichen methodisch-theoretischen Überlegungen zum Genre der Biografie auf. Dies ist aber auch gar nicht der Anspruch dieses kleinen Bändchens. Vielmehr bietet Robert Meier nicht nur dem (Kirchen-)Historiker, sondern auch der interessierten, fachfremden Öffentlichkeit eine kompakte, flüssig zu lesende, informative und

<sup>2</sup> Vgl. Meier, Robert, Julius Echter als Hexenretter. Eine Polemik anhand von Prozessen aus Neubrunn, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 77 (2014), S. 287–296, ders.: Alles anders als gedacht? Bischof Julius Echter und die Hexenverfolgung, in: Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 135 (2015), S. 559–568; sowie ders.: Die frühen Hexenprozesse des Fürstbischofs Julius Echter. Mit einer Kritik an Lyndal Ropers »Hexenwahn«, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 79 (2016), S. 145–156.

<sup>3</sup> So der Titel der Monografie Lyndal Ropers, in der die Autorin festhält, dass »sich Echter an die Spitze einer gewaltigen Hexenjagd« stellte. Siehe: Lyndal Roper, Hexenwahn. Geschichte einer Verfolgung, München 2007, S. 44.

<sup>4</sup> Vgl. etwa Frank Kleinehagenbrock, Julius Echter und das Reich, in: Reiner Leng u. a. (Hg.): Julius Echter. Der umstrittene Fürstbischof. Eine Ausstellung nach 400 Jahren (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und des Hochstifts Würzburg). Würzburg 2017, S. 23–30, insb. S. 29; sowie auch grundlegend Peter Baumgart, Zur Reichs- und Ligapolitik Fürstbischof Julius Echters am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges, in: Friedrich Merzbacher (Hg.), Julius Echter und seine Zeit. Gedenkschrift aus Anlaß des 400. Jahrestages der Wahl des Stifters der Alma Julia zum Fürstbischof von Würzburg am 1. Dezember 1671, Würzburg 1973, S. 37–62, insb. S. 39; und ders.: Julius Echter von Mespelbrunn und Maximilian von Bayern als Exponenten des konfessionellen Zeitalters, in: Ernst-Günther Krenig, (Hg.), Wittelsbach und Unterfranken. Vorträge des Symposions 50 Jahre Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte (Mainfränkische Studien, 65), Würzburg 1999, S. 15–33.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

fundierte Lektüre über das Leben und Wirken Julius Eichters von Mespelbrunn. Dass auf den rund 150 Seiten nicht alle Aspekte des fast 44 Jahre dauernden Pontifikates gleichermaßen intensiv behandelt werden können, erscheint hierbei geradezu einleuchtend. Gerade weil jedoch die Monografie von Robert Meier als Überblickswerk konzipiert ist, das einen kurzen Aufriss, aber eben auch nur einen Aufriss des Eichter-Pontifikates bieten möchte, wäre eine übersichtliche Aufstellung der verwendeten bzw. weiterführenden Literatur hilfreich gewesen. So bleibt der interessierten Leserschaft auf der Suche nach weiterer Literatur zu einzelnen Aspekten des Eichter-Pontifikates nur die Suche im Endnotenapparat, in dem zudem nach der ersten Nennung einer Publikation mit Kurztiteln gearbeitet wird.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Véronique Meyer, Pour la plus grande gloire du roi. Louis XIV en thèses, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2017, 370 p., 99 fig. (Histoire), ISBN 978-2-7535-5464-1, EUR 23,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Tony Claydon, Gwynedd**

The last few decades have seen a renaissance in examination of royal propaganda in early modern Europe. Fired by the revival of court studies, the interdisciplinary integration of art history into political and cultural history, and interest in print and popular culture, this trend has extended beyond descriptions of how monarchs presented themselves, to attempts to understand how these messages were received by audiences, and to growing understanding of how subjects used interaction with regime propaganda to pursue their own agendas and construct their own identities. This has all led to a much better appreciation of the wide range of actors involved in establishing the image of rulers before the 1800. Véronique Meyer's volume, »Pour la plus grande gloire du roi«, makes an important contribution here. It provides a comprehensive overview of dedications of academic thesis to Louis XIV of France, and in particular of the pictorial frontispieces that often decorated copies of these works.

The book is admirable in its thoroughness. It explains the academic structures that allowed students to present their scholarship to their king; it describes the rituals of the oral defence of the dissertations that created the formal moments for advertising the dedication, and which expanded the context and meaning of the writings themselves with a range of ceremony, speeches, and ritual display; it outlines the artists and engravers involved in producing the pictorial elements; and it covers the print forms that described and expanded the audience for these academic productions. Once into close analysis of the visual elements, Meyer provides an account of the development of historical and allegorical depictions of Louis XIV as his reign progressed (particularly noting how this evolved in the early years, before he took personal and individual command of the kingdom in 1661); and a narrative of changes in the presentation of the king's actual portrait (though noting this was sometimes somewhat conservative, given that artists relied on a relatively small number of official images as the basis for their pictures, and the king was reluctant to spend very much time sitting for updated paintings which might serve as templates for other depictions).

Finally, and very usefully, there is a catalogue of all known thesis dedicated to Louis between 1638 and his death. Throughout, the volume is magnificently illustrated, so that the reader can instantly see the images that are being deconstructed in the text. Meyer also sets this form of royal image making in the context of others – for example the writing of verbal panegyrics, and the iconographic schemes of royal palaces.

In the analysis, a number of important themes are explored, beyond the inherent interest of the sources and their immediate context. Meyer shows, for example, how Louis' public image emerged alongside his real power, as he made moves towards personal control of the kingdom in the years before 1661; and the author makes a strong case for examining a broader range of propaganda media and genres of praise, to get a better



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sense of how Louis' presentation was disseminated and understood outside court circles. The work also suggests that different ideas could be emphasised in different media. For instance, Louis' claims to be a defender of the Catholic Church and a scourge of heresy received quite slight attention in the iconography of his royal palaces, but were a major focus of the thesis illustrations, particularly in the 1680s, around the time of the Revocation of the Edict of Nantes. Again, Meyer is alive to possible counter-productive elements in propaganda. Overblown panegyric gave rise to satire, and to concern that praise could make itself ridiculous – as well as to direct protest by foreign powers and criticism by persecuted Huguenots. Supporting the work of Hendrik Ziegler and others, this book suggests Louis himself became aware of these possible problems, and guided propagandists towards a more modest style of presentation in the later parts of his reign. For example, from the 1680s, French military triumphs were celebrated for the benefits they brought to subjects, but did so without depicting the humiliation of enemies.

So impressive is all this, that this reviewer mentions some disappointments with the book only reluctantly. One is that the prose spends a great deal of time analysing the details of the images one by one. This is important work, but it sometimes gets a bit repetitive: and – more importantly – it may squeeze out space for some slightly deeper questions. One such question is how, exactly, the relationship between dedicatees and dedicators worked. There is some useful comment on this. For example, Meyer considers whether dedication earned favour which might result in the advantageous direction of patronage by the king; and the author notes that ceremonies of dedication promoted the interests of dedicatees as much as Louis – for instance allowing Rennes to celebrate the return of the *parlement* of Brittany to the town.

However, there is much anthropological and sociological theory on how gifts and their reception function to allow societies to operate, and this is not really used here. Adopting a more interdisciplinary approach, and considering some of these ideas, might have deepened the insights into how academic theses bound together the elites of the ancient regime. Also, there perhaps needed to be more consideration of changes in time. The whole of the period 1661–1715 is treated together in the survey of historical and allegorical pictures (albeit divided into themes that are shown to be more popular at different points), so any clear sense of development over those decades is blurred.

Most frustratingly, there is not very much comment on the fact that the practice of dedicating theses to the king went into steep decline in the 1690s, and then ended altogether in the last decade of the king's reign. The reflections on why this might have happened in the conclusion (shifts in cultural sensibilities and artistic fashions) seem too slight. This is a particular shame, as the idea of a »Third Reign« of Louis XIV has been gaining ground recently. A recent collection edited by Julia Prest and Guy Rowlands – »The Third Reign of Louis XIV« (Abingdon 2017) has argued for a series of turning points from 1682 that altered the whole character of the period, and could have been discussed as context for shifts in thesis dedication. The collapse of Louis' health, the death of Colbert, the intensification of religious tensions, the retreat to Versailles, the souring of opinion in an expanding public sphere as the costs and failures of warfare became more obvious, the increased influence of Madame de Maintenon, and the king's new dedication to catholic piety, might all help



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)



to explain why the often hyperbolic vision of Ludovician rule that marked the 1660s, 1670s, and 1680s faded in the final decades.

In the end, however, these are minor blemishes on a work which will be hugely useful to historians of visual culture in the seventeenth century, and to scholars of Louis' XIV's regime, and its interactions with society.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Bernard de Montferrand, Vergennes. La gloire de Louis XVI, Paris (Tallandier) 2017, 448 p., 3 cartes, ISBN 979-10-210-0691-1, EUR 24,90.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Jeremy Black, Exeter**

Of all the foreign ministers of the 18<sup>th</sup>-century French Ancien Régime, it is Vergennes who has attracted most attention. Generally held to be a man of ability, he can also be presented in a number of ways: as a moderniser and a conservative figure, and as an adroit master of international relations, or as a failure, notably in being unable to devise an effective response to the rise of Russian assertiveness. The war with Britain in 1778–1783 can be presented as an appropriate response to the maritime situation or as an enervating distraction from other tasks. Vergennes' belief in a politics of honesty, restraint and legality, and his concern to act as the defender of the interests of the second- and third-rank powers, can be presented as naïve. Certainly, Vergennes found the situation in the 1770s disturbing. He was concerned about Russian expansion, personally so as most of his diplomatic career had been spent in Constantinople and Stockholm, and he was anxious to avoid a repetition of the Seven Years' War. To Vergennes, France's defeat then demonstrated the danger of engaging simultaneously in maritime and European conflicts. It also led him to emphasize the value of the Family Compact with Spain, which he saw as a deterrent to British envy of French colonial development in the West Indies and to British aggression. Moreover, the First Partition of Poland to Vergennes was both the politics of thuggery and a challenge to the pre-eminent position France should enjoy. The ambitions of Joseph II also worried Vergennes, although he did not want to let Austria return to her former alliance with Britain. Vergennes saw better relations with Prussia as a way to block Joseph's expansionist schemes, but he did not want to let Frederick the Great dictate French policy.

In the event, Vergennes was fortunate that his death, on 13 February 1787, ensured that he did not preside over the collapse of French policy in the Balkans and the Low Countries, nor over that of France's alliance system. For example, Vergennes undermined his policy of persuading the Turks to avoid war by a trade treaty with Russia, the news of which was greeted in Constantinople with anger and dismay. The internal coherence of his diplomatic strategy, the desire to keep the Turks calm while at the same time to improve relations with Russia (and perhaps also restrain her), was destroyed by the interaction of its own contradictions, and by events in Eastern Europe. In a similar fashion, France's policy in the Dutch crisis was to collapse.

There was, in short, a degree of unreality in Vergennes' reading of the international system and specifically of the assumptions and policies of other powers. This is not the theme of Bernard de Montferrand's largely eulogistic account of the minister, one in which for example he underestimates the scale of the Dutch disaster. It is of interest, because it is the work of a distinguished French diplomat, but there is neither the necessary depth of archival research nor the appropriate reading of the complexities of French policies, let alone those of other states. The sources used are far too limited for France alone, let alone those of



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

other states. Some of the »Correspondance politique« has been used, notably for Franco-British relations and the American war; but none of the »Mémoires et documents«. The collections in the BN have not been considered even though they include relevant material, including the Vergennes-Bertin correspondence. And so on. Ultimately, the book, while gracefully written, is simply too thin.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Helmut Reinalter, Aufklärung, Humanität und Toleranz.  
Die Geschichte der österreichischen Freimaurerei im 18.  
Jahrhundert, Innsbruck (Studien Verlag) 2017, 383 S.  
(Quellen und Darstellungen zur europäischen Freimaurerei,  
18), ISBN 978-3-7065-1508-5, EUR 59,90.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Éric Hassler, Strasbourg**

Présenté par l'auteur dans son avant-propos comme le résultat d'un travail de longue haleine d'une vingtaine d'années, cet ouvrage sur l'histoire de la franc-maçonnerie en Autriche au XVIII<sup>e</sup> siècle reprend en réalité la substance de plusieurs communications déjà publiées, mais ici mises à jour. Au sein d'une historiographie foisonnante, Helmut Reinalter plaide pour une histoire sociale et culturelle de l'institution maçonnique, sans négliger pour autant les trajectoires individuelles, en particulier les figures les plus éminentes. Cette approche multiscalaire se retrouve à plusieurs reprises au cours de l'ouvrage qui alterne contextualisations générales (au-delà de la seule monarchie autrichienne), développements sur l'Autriche et focus individuels.

D'emblée annoncé par le titre «Lumières, humanité et tolérance», le propos de l'auteur ambitionne de montrer en quoi les Lumières seraient un élément constitutif de la modernité, davantage qu'un simple positionnement ou qu'un engagement, et la façon dont la franc-maçonnerie aurait favorisé l'émergence de Lumières réflexives. Il pose également la question des apports des Lumières dans la construction de l'État, par delà l'échec apparent du joséphisme, lui-même indubitablement influencé par la franc-maçonnerie.

L'introduction balaie d'abord les thématiques générales de la franc-maçonnerie: métaphysique, raison et Lumières, anthropologie, humanité, éthique, tolérance, devoirs et réglementation, symbolique et rituel, relations avec État et démocratie, avec Église catholique et chrétienté. Cette dernière évocation permet de mettre en lumière les débuts difficiles de la franc-maçonnerie à Vienne, assez peu évoquée auparavant, en raison de l'application de la bulle «In eminenti», qui provoque la suppression de la première loge viennoise en 1743, puis «Providas» en 1751. Ce propos liminaire insiste dans un second temps sur la nécessité de tenir compte des évolutions de la recherche et d'utiliser de nouvelles pistes d'investigation, tels la sociabilité, les médias ou encore la mise en action pour produire une vision dynamique qui permette d'inscrire la franc-maçonnerie dans le processus des Lumières et d'en produire une histoire dynamique qui révèle son rôle de catalyseur des évolutions sociales et politiques et de porteur de modernité.

Le propos s'articule en sept parties. La première développe longuement la genèse de la franc-maçonnerie, la deuxième celle des Lumières. Y transparaissent le rôle prépondérant de l'aristocratie et la protection de François-Étienne de Lorraine, initié dès les années 1730, qui permet de limiter l'impact des bulles pontificales en Autriche, mais n'évite pas la dispersion de la première loge viennoise par l'impératrice-reine. Condamnés à la clandestinité, mais bénéficiant d'une tolérance tacite, surtout dans les dernières années du règne de Marie-Thérèse, la franc-



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

maçonnerie viennoise présente des effectifs assez faibles dans les années 1780, autour de 200 initiés.

La troisième partie nous fait davantage entrer dans le vif du sujet par l'évocation de la création, en 1784, d'une loge »nationale« (*Landesloge*) censé fédérer les différentes loges de la monarchie. Avec le *Freimaurerpatent*, promulguée l'année suivante, il s'agit d'un moment clef dans l'histoire de la franc-maçonnerie autrichienne, à la fois reconnue et contrôlée par un État josphin centralisé. La surveillance des sociétés secrètes (notamment dans le contexte de création des *illuminati*) est un moyen de donner des gages à l'Église au moment du reflux de la politique réformatrice de Joseph II, dont le résultat serait une baisse de l'influence politique de la franc-maçonnerie.

Les trois chapitres suivants évoquent les difficultés de la franc-maçonnerie en Autriche dans les années 1790 à travers l'évocation des contre-lumières, des liens avec la Révolution française et du développement du conspirationnisme. Helmut Reinalter met en lumière les avis contradictoires des contemporains sur la franc-maçonnerie. Si certains appellent à la centralisation de la franc-maçonnerie dans une seule loge dont l'empereur Léopold II serait le grand maître, d'autres souhaitent séparer le grain de l'ivraie en opérant un tri dans les obédiences maçonniques, au profit des moins ésotériques.

À partir de 1793, dans le contexte de la révolution et de la guerre qui exacerbent les positions, Léopold II développe un discours conservatiste qui prend le contre-pied de la révolution, mais aussi des Lumières. Helmut Reinalter montre les dérives vers des théories complotistes, présentées comme éminemment mono-causales et stéréotypées et analysées selon la théorie du bouc-émissaire, notamment autour de la figure de Léopold Aloïs Hoffmann, qui s'en fait le chantre et fustige l'influence des francs-maçons. Malgré cela, l'auteur insiste sur l'efficacité du travail de sape de la culture aristocratique traditionnelle (*höfisch-aristokratische Standeskultur*) et du développement d'une culture des élites bourgeoises. Une dernière partie reprend la démarche déjà adoptée à plusieurs reprises, en centrant l'analyse sur quelques éminents maçons autrichiens, ou en lien avec l'Autriche: Mozart, Haydn, Sonnenfels, Blumauer, Pezzl, Cagliostro et Marie Caroline de Naples.

Cet ouvrage apporte beaucoup à la connaissance de la franc-maçonnerie, notamment sur l'articulation entre social et culturel. On s'interrogera cependant sur la nature même de l'ouvrage: travail de fond, synthèse ou essai? Loin des promesses de l'introduction, la bibliographie est très sommaire, essentiellement germanique. L'auteur ne convoque quasiment que ses travaux antérieurs (environ 90% des notes de bas de page), dont on comprend assez vite que le présent livre offre une compilation. En résulte une succession de fiches qui abordent essentiellement les thématiques de façon généraliste, pour ensuite introduire le cas autrichien, traité bien succinctement dans les premiers chapitres, sans que les thèses de l'auteur sur le rôle de la franc-maçonnerie dans le développement du josphisme ne soient réellement développées et étayées.

Le lecteur se voit contraint à recourir aux autres publications d'Helmut Reinalter pour espérer clarifier la nature des sources utilisées, d'autant plus que s'il fait allusion à d'autres travaux, il ne cite que très rarement leurs auteurs. Certaines veines historiographiques, en particulier celle des circulations et des sociabilités afférentes, notamment au sein des loges, ou encore du livre auraient sans doute mérité davantage



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

d'attention. Si Helmut Reinalter fait par exemple allusion au rôle singulier de Prague, il laisse le lecteur sur sa faim. Sans doute aurait-il été intéressant de questionner les mobilités maçonniques à l'intérieur de la monarchie (on s'interrogera d'ailleurs la dimension spatiale de l'adjectif *österreichische* mentionné dans le titre) pour mettre en lumière les ressorts de l'«internationale» franc-maçonne dans le cadre de l'espace fractal de la monarchie autrichienne, et la dimension heuristique qu'ils pourraient revêtir pour la compréhension de la structuration de l'ensemble habsbourgeois.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)



**Regina Schleuning, Hof, Macht, Geschlecht. Handlungsspielräume adeliger Amtsträgerinnen am Hof Ludwigs XIV, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2016, 393 S. (Freunde – Gönner – Getreue. Studien zur Semantik und Praxis von Freundschaft und Patronage, 11), ISBN 978-3-8471-0529-9, EUR 55,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Regine Maritz, Bern**

Regina Schleuning's now published dissertation focuses on the noble women who held office at the court of France during the personal reign of Louis XIV (1616–1715). The study aims to tease out the spaces for action these women inhabited and to consider in how far they were determined and shaped by gender. The topic is approached through research into administrative court records detailing the particulars of the court staff, as well as the more personal primary sources left behind by such well known memoirists as the Duc de Saint-Simon and the Comtesse de Caylus. Combined with Schleuning's deep knowledge of the vast amount of secondary literature on the court of Louis XIV the source basis is entirely appropriate for the interests of this study.

In her introduction, Regina Schleuning provides an overview of previous research on women at court that will be useful for experts and new students of the topic alike, and she identifies a distinct lack of knowledge on female office-holders at the court of France besides the queen or the *maîtresse en titre*. Schleuning holds a relational view of the category of gender, which she wants to investigate in its constant dialogue with other relevant social categories at court, such as those of rank and favour.

The first two chapters of the book focus on the structural aspects of the French court in the time period chosen. Here we learn that the large number of courtiers in Louis XIV's reign was the result of a nearly tenfold increase since the approximately one thousand people that formed the court of Francis I (r. 1515–1547). A first important distinction from the Habsburg courts is also made evident when it is emphasised that women and men were not strictly segregated during their periods of service at the French court. Schleuning describes in detail the structure of the *maisons royales* and shows that in comparison to the *maison* of the king, those of the female members of the royal family, showed greater levels of fluctuation, since they were only called into existence when needed, rather than being a permanent feature of the court structure, which outlived its mistress. Nevertheless, these female-centred *maisons* could grow to impressive size, and Schleuning emphasises that, interestingly, the household of Maria Theresia was the second-largest of its time, although the memory of this queen, as gleaned from the secondary literature, fades besides the notoriety and splendour of her husband (p. 84).

The following chapter then dives deeply into the primary source material in order to determine the most central prerequisites women had to fulfil in order to be considered for court service, how they entered and left such service on a practical level, as well as to describe the



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

positions that were open to them in the first place. Nobility was of course an essential requirement for any female office-holder at court, but Schleuning shows that the status of women was tied to the title of their husbands, rather than to their rank at birth. The highest court offices were usually given to married women of middling age, which stands in marked contrast to the ladies-in-waiting at the courts of the Holy Roman Empire, for whom youth and celibacy were an entry requirement for court service. This difference, as well as the broader range of court offices available to women at the French court, allowed women of the aristocracy to pursue lengthy careers in court service, if they proved themselves to have the right qualities, and if their *maison* happened to be a durable one due to dynastic hazard. According to Schleuning, women further benefitted from the same legal advantages and tax benefits as did their male colleagues in court offices, and since they were never absent to fulfil military or administrative duties away from court, their continuous presence at court allowed them to make full use of their specific spaces for action.

The final chapter of this study then focuses on how gender figured in the day-to-day life of women in courtly office. Schleuning argues that women were attributed a crucial role in the transformation of court life in the early modern period. Specifically she posits that the 17<sup>th</sup>-century ideal of the heroic *femme forte* came to be marginalised in favour of the *femme galante*, which was then equally superseded by the greater appreciation of the *honnête femme* towards the end of the reign of Louis XIV. Idealised prescriptions of women's roles and character then reflected the monarch's shifting priorities, as he became more pious with age. On the basis of this and other factors, Schleuning proposes that female office-holders could develop extensive networks and influence within the social networks of the court, which meant that allegiance with them was highly coveted, as their families and circles of friends – be they male or female – might benefit significantly.

Particularly in these latter two chapters the study makes a number of interesting observations, which raise further questions. For instance, Schleuning's discovery of a limited number of cases where women passed on their court office to daughters or step-daughters (p. 119–121), as well as her finding that, at times, married women could continue to profit from the high standing of their birth families (p. 282–282, 299), complicates what we have previously learned about the increasing marginalisation of women of court society from lines of inheritance in the early modern period<sup>1</sup>. Schleuning's findings of solid and indeed increasingly numerous career options for women of appropriate rank and ability at the French court also inspires reflection on how this trajectory should be interpreted alongside the established view that specifically the queen's representative position came to be increasingly constrained in exactly the period of Schleuning's enquiry<sup>2</sup>. In this sense, Schleuning's

<sup>1</sup> See for instance Sarah Hanley, *The Monarchic State in Early Modern France, Marital Regime Government and Male Right*, in: Adrianna E. Bakos (ed.), *Politics, Ideology and the Law in Early Modern Europe. Essays in Honor of J. H. M. Salmon*, Rochester 1994, p. 107–126.

<sup>2</sup> Fanny Cosandey, *La reine de France. Symbole et Pouvoir XVe–XVIIIe siècle, Paris 2000 (Bibliothèque des histoires)*, here esp. p. 196–205; also see Abby E.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

carefully laid out empirical findings are certain to have an impact on the field of court history.

Finally, by way of critique it should be mentioned that whilst the text's frequent comparisons with the courts of Vienna and Munich, are useful in order to help the reader appreciate the specificity of the French case, one might also wish for an inclusion of the literature on the court of England, particularly since the ladies-in waiting there shared with their French counter-parts the opportunity of remaining in service at court even after they were married. Besides this, there appears to be a lack of clarity when it comes to the projected audience of this publication. Highly specialised terms and titles such as the *honneurs du Louvre* (see p. 158–159, this is an honorific distinction attributing to the bearer the right to a *tabouret* in the presence of the queen, besides other benefits), or references to the Duc de Bretagne and the Duc de Berry respectively (see p. 239, a grandson and a great-grandson of Louis XIV) are made without explanation of who or what is meant in the text.

Yet, readers who have an easy familiarity with such specialised knowledge, are unlikely to be in need of extensive reminders of how the current consensus of scholarship rejects the view that the nobility was controlled via the »gilded cage« of Versailles (p. 87–97), or of the importance of Louis XIV's extensive cultural programme (p. 225–228). These remarks should, however, not detract from the achievement of this dissertation, which attains its aim of providing new information on the lives and deeds of the women in office at the court of France, and of underlining the interest and importance of this subject of study.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

## TITEL

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Bechtold Jonas, Bonn**

Die vorliegende Bonner Dissertation von Christian Schlöder steht im Zeichen des Labrousse'schen »Pour être historien, il faut savoir compter«. Schlöder präsentiert eine Sammlung historisch-demographischer Analysen zur rheinischen Stadt Bonn im 18. Jahrhundert (1715–1798), mit denen er die quantitative Entwicklung der Bonner Bevölkerung nachvollzieht und aus sozioökonomischen, politischen und kulturellen Faktoren erklärt.

Bonn war als Residenz des Kurfürsten und Erzbischofs von Köln eine der »geistlichen« Residenzstädte im Alten Reich. Schlöders sozialgeschichtliche Fragestellung reiht sich damit ein in die schon vorliegenden Vergleichsstudien zu (geistlichen) Residenzstädten wie Mainz oder Trier, wobei Schlöder mit methodischen wie inhaltlichen Neuerungen aufwartet.

Die Dissertation untersucht die Entwicklung der Bevölkerungszahl, die – wie der Autor aufzeigt – vormalig nur aus Vermutungen, Kalkulationen und Missverständnissen rekonstruiert worden war. Schlöder hingegen wertet die Kirchenbücher der vier innerstädtischen Pfarreien St. Remigius, Gangolf, Martin und Petrus statistisch aus (siehe Tabellenmaterial im Anhang, S. 280–298) und kann abschließend differenzieren, dass die Bevölkerung Bonns im 18. Jahrhundert keineswegs kontinuierlich wuchs, sondern sich im Gegenteil nach einem Höhepunkt um 1750/1760 rückläufig entwickelte.

Der Nachweis zur Bevölkerungsentwicklung wird überzeugend geführt. Besondere Beachtung verdienen dabei die Hinterfragung der Raumnutzung auf einer konstanten innerstädtischen Fläche, die barock-obrigkeitliche Raumplanung und die Analyse der Sozialtopografie Bonns (»Armen-« und »Reichenviertel«). Hierzu werden nicht-schriftliche Quellen (Stadtpläne, Planungsskizzen etc.) verglichen, um mit Stadtplanungsprojekten und straßenbaulichen Maßnahmen der Entwicklung von Wohnsituation und dem Einfluss der Landesherrschaft nachzugehen.

Die Nutzung und Auswertbarkeit geschriebener Quellen, allen voran der Kirchenbücher, wird zwar einleitend transparent dargelegt, jedoch bleibt unerwähnt, ob und, wenn ja, welchen Eingang städtische Nicht-Katholiken, wie geheime protestantische Christen oder Juden, in die statistische Erhebung gefunden haben. Auch wenn der Forschungsstand hier keine endgültigen Schlüsse zulässt und die Zahlen sich im wenig ausschlaggebenden Bereich bewegen, wäre diese Problematisierung der Quellennutzung wünschenswert.

Auf der Quellenebene verwundert auch das Ende des Betrachtungszeitraums mit der französischen Okkupation. Der Autor begründet den Einschnitt hier mit dem Sprach- und Medienwechsel hin zu französischen Zivilstandsregistern, jedoch scheint dies für die Fragestellung der Arbeit keine Auswirkung zu haben. Im Gegenteil hätte eine diachrone Betrachtung über den Regimewechsel hinaus (Dis)Kontinuitäten der Bevölkerungsentwicklung über einen knappen Ausblick hinaus (S. 37f.) nachweisen können.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Die zeitliche Rahmensetzung der sozialgeschichtlichen Studie orientiert sich somit weitgehend an den politikgeschichtlichen Eckdaten und führt damit kaum zu Neuansätzen aus der sozialgeschichtlichen Perspektive.

Für die Erklärung der abnehmenden Bevölkerungsentwicklung hingegen präsentiert Schlöder ein Bündel an Faktoren, das er aus verschiedenen sozialgeschichtlichen Analyseansätzen gewinnt, auch wenn er die Entwicklung hauptsächlich auf die Verkleinerung des kurfürstlichen Hofes nach dem Tod von Kurfürst Clemens August 1761 zurückführt. Schlöder differenziert die bislang als konkurrenzbelastet verstandene wirtschaftliche Wechselbeziehung zwischen Stadtbewohnern und (exemierten) Hofangehörigen, konstatiert aber am Ende dennoch die wirtschaftliche Bedeutung des prachtvollen Kurkölners Hofes für die städtische Entwicklung. Dessen fortschreitende Verkleinerung nach 1760 führte zu wirtschaftlichem Niedergang, dem wiederum eine abnehmende Fertilitätsrate (steigendes Heiratsalter) folgte.

Die multifaktorielle, eng verkettete Erklärung ist überzeugend, methodischen Zweifel nährt aber die Einbindung des aufklärerischen Gedankenguts als Analysekatégorie. Für die Frage, ob sich das »generative Verhalten« durch aufklärerischen Wissenstransfer beispielsweise in der Kindersterblichkeit veränderte, stellt Schlöder einleitend richtigerweise fest, dass dies nicht allein durch die obrigkeitlichen Bemühungen zur Reformdurchsetzung erklärt werden kann. Um der Kausalität enger nachzugehen, sucht Schlöder daher nach publizistischen Gedanken der Aufklärung in Bonner Zeitschriften und stellt fest, dass diese kaum Auswirkungen auf die Bonner Bevölkerung hatten, der er hingegen ein Verharren in der konfessionellen Mentalität bescheinigt. Die Aufklärung habe somit laut Schlöder das generative Verhalten der Bonner nicht beeinflusst. Fraglich bleibt dabei aber, ob eine konstante Säuglingssterberate ausschließlich durch einen nicht weiter nachgewiesenen Bonner Erzkatholizismus erklärt werden kann, der sich den aufklärerischen Ratgebern verschloss.

Richtigerweise ordnet Schlöder das Bonner Beispiel immer wieder in die bereits untersuchten Vergleichsfälle zu anderen Residenzstädten ein. Bonn wird als eine Residenzstadt unter vielen untersucht, sticht aber doch mit einigen Besonderheiten heraus: Schlöder führt dies zurück auf Größe und Bedeutung des Kurkölners Hofes bis zur Mitte des Untersuchungszeitraums, von dessen Strahlkraft die Stadt in wirtschaftlicher Konjunktur profitierte. Mit dieser an den Hof gebundenen Dynamik schwankte auch die sozioökonomische Situation und in der Folge die »generative Struktur« (Heiratsalter z. B.) der Stadt im 18. Jahrhundert.

Schlöder präsentiert eine Studie, die reich an Methoden, Quellen und detailliert recherchierten stadtgeschichtlichen Ergebnissen ist und sowohl für Residenzstadtforscher als auch Bonner Stadt- und Kurkölners Hofhistoriker unabdingbar ist. Die verfolgten Ansätze und Auswertungen werden auch für die sozialgeschichtliche Annäherung an das Bonn des 19. Jahrhunderts von Interesse sein, gerade weil der Untersuchungszeitraum an der politikgeschichtlichen Trennlinie zur französischen Rheinlandbesetzung entlang gezogen wurde. Der Lesbarkeit dient es sehr, dass die Fußnoten weitgehend auf die Angabe von Zitationen beschränkt bleiben. Jedoch hätte manches in dieser Veröffentlichung durch Vermeidung von Redundanzen innerhalb und



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

zwischen den Kapiteln gestrafft werden können und die Struktur hätte den Argumentationsaufbau der verschiedenen Faktoren noch sichtbarer widerspiegeln können.

Manches in dieser Veröffentlichung hätte durch Vermeidung von Redundanzen innerhalb und zwischen den Kapiteln gestrafft werden können und die Struktur hätte den Argumentationsaufbau der verschiedenen Faktoren noch sichtbarer widerspiegeln können. Zwar ist die ausdauernde Leistung der Übertragung der Kirchenbücher in statistisches Tabellenmaterial hoch anzurechnen und für die Erarbeitung der Argumentation zentral, jedoch weniger für deren Vermittlung in der Buchform. Aufgrund der nachvollziehbaren und zuverlässigen, »aggregativen« Auswertungsmethode hätte eine textliche Abbildung der Ergebnisse ausgereicht.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)



**Inken Schmidt-Voges, Mikropolitiken des Friedens.  
Semantiken und Praktiken des Hausfriedens im 18.  
Jahrhundert, Berlin, Boston, MA (De Gruyter) 2015, XII–370  
S. (bibliothek altes Reich, 18), ISBN 978-3-11-040216-2, EUR  
72,95.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Claire Gantet, Fribourg**

L'histoire classique se passionnait pour la guerre. Depuis une vingtaine d'années, la paix est entrée dans l'aire de recherche des historiens, en tant que projection, idéal ou nostalgie, représentation ou pratique, état ou tension. S'il existe des études d'histoire locale sur la paix ou la pacification, il n'existe pas encore de recherche sur la paix à l'intérieur des cercles familiaux. C'est cette lacune qu'Inken Schmidt-Voges entend combler, en exploitant l'intégralité des registres judiciaires du conseil de la ville d'Osnabrück, exhaustifs entre 1759 et 1808, ainsi que des sources complémentaires (registres de mariage et testaments notamment). Elle justifie le choix du lieu par sa singularité – Osnabrück fut le seul territoire d'Empire où la biconfessionnalité fut à partir de 1650 juridiquement fixée, tandis que la ville en essor d'Osnabrück tentait d'affirmer une large autonomie – et simultanément sa nature de cas »normal« (p. 41). Plus que d'une étude locale, il s'agit toutefois d'une étude microhistorique de la sémantique de la paix mise en œuvre dans les conflits familiaux qui passèrent en tribunal; d'après l'étude par le sociologue Robert Emerson de micropolitiques de la déviance (»micro-politics of trouble«), l'auteur définit sa démarche de »micropolitiques de la paix«.

Le dépouillement exhaustif des registres judiciaires du conseil de ville d'Osnabrück livre 3876 cas, dont 362 de nature domestique; dans 100 cas, une rhétorique spécifique de la paix en tant que tranquillité, unité et ordre est mobilisée. Cette rhétorique de la paix est spécifique du traitement par le conseil de ville. Elle est absente des archives du consistoire protestant comme de celle de l'archidiaconat de même que des autres types de sources mobilisées. La rhétorique de la paix est donc en relation directe avec l'intervention des tribunaux judiciaires de la ville, et liée aux gestes de violence corporelle, ou à leur menace (à la violence verbale donc). En filigrane transpercent dans les procès les questions de l'emploi de la violence légitime, de la différence entre *potestas* et *violentia*. Loin de s'imposer *per se*, l'autorité du père de famille est toujours négociée, notamment lorsque les enfants atteignent l'âge adulte et contribuent de façon essentielle aux revenus du foyer. Lorsque les juges identifient l'origine et la cause du conflit, ils appellent le plus souvent les acteurs à de nouveau s'accorder à l'avenir. La paix domestique importe donc au conseil de ville en tant que garante de la paix civique. Inken Schmidt-Voges l'étudie dans ses dimensions spatiales (l'arrangement de la maison reflétant la hiérarchie du foyer), pratiques et éthiques. Il en va en effet toujours du foyer en tant que cadre de survie économique et sociale de vie, voire de survie. Contre l'historiographie héritée des textes d'Otto Brunner qui présentait le cadre domestique comme statique, l'auteur met en évidence sa nature communicative. Elle s'inscrit dans les travaux qui présentent la paix comme une construction sans cesse



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

évolutive. Elle fait précéder son étude d'une ample première partie sur les réflexions juridiques et théologique sur la paix domestique.

L'auteur a découvert et traité un thème nouveau et éclairé une littérature juridique peu connue. Il n'existe pas seulement une paix entre les États ou une paix en tant qu'utopie, mais aussi une paix quotidienne à l'échelle des foyers. Si les résultats généraux sont certainement généralisables, on ne peut toutefois que regretter que l'analyse se limite à des cas où la paix civique n'a pas réellement été remise en cause. Qu'en fut-il en cas de récolte urbaine ou de guerre civile? L'auteur ne connaît pas les travaux sur ces questions. Ni les travaux de Barbara Diefendorf, ni ceux de Pierre-Jean Souriac ou de Jérémie Foa ne sont cités dans la bibliographie. Or le traitement de tels cas (qui auraient nécessité un autre site d'observation et une période plus précoce) aurait livré de précieux renseignements sur les liens entre paix internationale, paix comme norme et utopie, et paix domestique, et permis d'affiner le terme de »guerre« absent du vocabulaire des tribunaux judiciaires, où l'on ne parle que d'*Unfrieden*. Dans le cadre d'un souci général de variation des échelles, depuis les travaux de Jacques Revel sur les »jeux d'échelles« (1996), il aurait conféré une dimension plus réflexive aux résultats. On peut donc encourager l'auteur à poursuivre son enquête en ce sens.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Florian Schönfuß, Mars im hohen Haus. Zum Verhältnis von Familienpolitik und Militärkarriere beim rheinischen Adel 1770–1830, Göttingen (V&R unipress) 2017, 478 S. (Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, 22), 5 Stammtaf., ISBN 978-3-8471-0575-6, EUR 65,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Gabriele B. Clemens, Saarbrücken**

In seiner Dissertation untersucht Florian Schönfuß Bewältigungsstrategien und Anpassungsleistungen rheinischer Adelsfamilien in Zeiten revolutionärer Umbrüche, die ihre politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Positionen existenziell bedrohten. Er konzentriert sich dabei auf die Militärkarrieren, denn es galt, diese unter wechselnden Herrschaften erfolgreich fortzuführen und so »oben« zu bleiben. Der Autor thematisiert ein wichtiges Desiderat, weil zu adligen Offizieren für die Sattelzeit kaum neuere Studien vorliegen. Dies erstaunt umso mehr, wenn man bedenkt, dass Krieg und Kampf die ureigenste Domäne des Adels waren. Sie beeinflussten adlige Lebenswelten erheblich, stärkten Selbstverständnis und -bewusstsein, entschieden über Aufstiegschancen und Karriereverläufe.

Im Fokus, der auf einem hervorragenden Quellenfundus beruhenden Arbeit, steht die Familie der Freiherren von Loë, um sie besser einordnen zu können, werden vergleichend die Freiherren von Mirbach-Harff, die Herwarth von Bittenfeld, die Freiherren von Hompesch zu Bollheim sowie die Chevaliers de la Valette St. George herangezogen. Kriterien für die Auswahl der Familien waren unterschiedliche Adelsqualitäten, Grundbesitz im Rheinland und militärisches Engagement über drei Generationen hinweg. Das Militär blieb während des gesamten Untersuchungszeitraums der traditionelle Handlungs- und Erfahrungsraum des Adels.

Letztendlich entschieden über die Karrieren die guten beziehungsweise schlechten Beziehungen zu den jeweiligen Landesherren. Für das Ancien Regime wird deutlich, dass sich die Adligen keineswegs auf den Militärdienst beschränkten, sondern ein flexibles, austauschbares Ämterpfündesystem schufen. Kombiniert wurden diplomatische Dienste, Ordensdienst und Kirchenpfünde mit der gutsherrlichen Verwaltung. Die Familie bildete den wichtigsten Referenzrahmen, wobei Netzwerke und Patronage offen zu Tage treten.

Auffallend ist die starke Frankreichorientierung von 1770 bis 1815. Man diene bevorzugt dem frankreichnahen Kurpfalzbayern und weniger Preußen oder Österreich. Die Revolutions- und die folgenden Kabinettskriege sowie die französischen Verwaltungsreformen zwangen den rheinischen Adel zu radikalen Neuorientierungen, welche die ausgewählten Familien grosso modo sehr gut meisterten. Dabei halfen ihnen als Ressourcen rasche Informationsbeschaffung, geschickte Selbstdarstellung, Kompromissfähigkeit, Verhandlungsgeschick und wiederum die Pflege alter und der Aufbau neuer Netzwerke. Deutlich wird aber auch, dass die Fronten und Positionierungen quer durch die rheinischen Adelsfamilien verliefen.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Aufmüpfige junge Adlige nutzten die Umbruchsituationen, um sich von rigiden Familienoberhäuptern zu lösen. Bemerkenswert sind die steilen Karrieren unter Nutzung standesinterner Netzwerke, die die Brüder Hompesch in britischen Diensten gegen den Willen des Vaters machten. Aber auch die napoleonischen Armeen boten hervorragende Karrieremöglichkeiten für Rheinländer, forderten aber auch einen hohen Blutzoll von ihren Offizieren. Beförderungen nach dem Prinzip der Anciennität, Ämterkauf und Kompaniewirtschaft gehörten allerdings der Vergangenheit an. Darüber hinaus trugen rheinische Adlige jenseits des Militärs bereitwillig zu reichsaristokratischen Notablenpolitik Napoleons bei. So vertrat etwa Graf Edmund Gerhard Loë-Imstenradt das Rur-Departement im Pariser Senat. Er und andere rheinische Adlige wurden von Napoleon für ihre Verdienste mit dem Titel »Comte d'Empire« ausgezeichnet.

Schönfuß zeigt anhand von erstmals geöffneten privaten Familiennachlässen, wie sich der Adel als professionelle militärische Funktionselite präsentierte. Aufschlussreich sind die hier präsentierten Ergebnisse bezüglich Vorbereitung und Verlauf, Spielräumen und Scheidewegen rheinischer Militärlaufbahnen. Dienstherrenwechsel und staatenübergreifende Mobilität waren besonders ausgeprägt während des Ancien Regimes, lassen sich aber auch für die französische Zeit vielfach nachweisen. Erfolgreich Dienst im napoleonischen Heer geleistet zu haben, stellte auch nach 1815 anscheinend kein Karrierehindernis dar, musste aber, um neue Loyalitäten zu Preußen aufbauen zu können, »erklärt« werden.

In Memoiren und Briefen finden sich zahlreiche Passagen, die diesbezüglich das eigene Handeln und Verhalten gegenüber der nachfolgenden Generation rechtfertigten, galt es doch die Dienste im Heer des »Feindes« zu begründen. Immer wieder erinnerten die Offiziere an familiäre Zwangslagen, und vor allem übten sie sich in der Kunst des Weglassens, um den Dienst im napoleonischen Militär in vorteilhafterem Licht erscheinen zu lassen.

Alles in allem erwies sich für Karrieren nach 1815 die Aneignung des napoleonischen Feldherrenglanzes sogar als ähnlich hilfreich wie Familienherkunft und Netzwerke. Wie in den Egodokumenten weiterer europäischer Adelsgruppen finden sich hier topoihafte Stilisierungen von tapferen, ritterlichen Kampfhandlungen. Diese Selbstzeugnisse spiegeln zeitgenössische Diskurse und reflektieren Auseinandersetzungen mit adligen Normen und Ehrvorstellungen. Vor allem aber dienten sie der Legitimation adelig-militärischer Tugenden und Verhaltenskodizes für nachfolgende Generationen und hatten eine enorme Bedeutung für Familientraditionen und Memorialkultur.

Nach 1815 enttäuschte der preußische König die Hoffnungen auf die Restitution verlorener Standesrechte und Besitztümer. Dann erstaunt es insgesamt weniger, dass Edmund von Loë und Fürst Joseph zu Salm-Reifferscheidt-Dyck, ein weiterer von Napoleon ausgezeichneter Notabel, sich für die Beibehaltung des französischen Rechtssystems einsetzten, die bald als rheinische Institutionen verteidigt wurden.

Mit seiner mikrogeschichtlichen Studie zu fünf rheinischen Adelsfamilien, die durchaus transnationale und transfergeschichtliche Dimensionen beinhaltet, nicht nur weil sich die Adligen souverän durch das alte Europa und die neue Welt bewegten, überzeugt Florian Schönfuß völlig. Sprachlich ausgezeichnet (der eine oder andere Satz hätte kürzer sein dürfen) zeigt er, wie die untersuchten Familien es schafften, auch



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

in Krisenzeiten »oben« zu bleiben. Geholfen haben ihnen in erster Linie die familiären Netzwerke, Besitz, sehr gute Ausbildungen und ein immer noch unangefochtenes Prestige, das sie als Meister der Sichtbarkeit (Heinz Reif) in Szene zu setzen wussten. Hier liegt ein beachtliches Standardwerk zur Kultur- und Gesellschaftsgeschichte der europäischen Adelsgeschichte vor, das weit mehr bietet als neue Ergebnisse zu Militärkarrieren. Das Wort Befreiungskriege (S. 54f.) sollte jedoch besser in Anführungszeichen gesetzt werden: Wovon sollten die Rheinländer denn 1814 »befreit« werden?



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Christina Strunck, Christiane von Lothringen am Hof der Medici. Geschlechterdiskurs und Kulturtransfer zwischen Florenz, Frankreich und Lothringen (1589–1636), Petersberg (Michael Imhof Verlag) 2017, 735 S., 162 Farb- und 219 s/w-Abb. (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte, 149), ISBN 978-3-7319-0126-6, EUR 99,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Annette Bächstädt, Reims**

Le livre de Christiane Strunck, la publication de sa thèse d'habilitation soutenue en juillet 2013, est une somme de 735 pages qui pèse près de quatre kilos. Composé de trois parties principales, deux annexes de plus de 100 pages, d'un inventaire de sources, d'une bibliographie exhaustive et de deux index (personnages et lieux), l'ouvrage est aussi abondamment illustré (162 documents en couleur et 219 en noir et blanc). Ambitieux et imposant, il est la première monographie consacrée au rôle politique et au mécénat artistique de Crestienne ou Christine de Lorraine (1565–1636), fille aînée de Charles III duc de Lorraine et de Claude de France. Strunck y analyse les années toscanes de la grande duchesse, élevée en France à la cour de sa grand-mère Catherine de Médicis, allant du mariage avec Ferdinand I<sup>er</sup> de Médicis en 1589 jusqu'à la mort de Christine à Florence en 1636.

À travers une démarche pluridisciplinaire et pluri-méthodologique, Strunck étudie l'histoire du genre et le transfert culturel trilatéral de personnes, d'objets et d'idées entre Florence, la France et la Lorraine, bousculant au passage des idées reçues: 1. La production artistique à la cour florentine vers 1600 émanerait uniquement des hommes de la famille Médicis, 2. La ville de Florence serait émettrice, jamais réceptrice, des impulsions culturelles européennes. Ce faisant, Strunck évite pourtant toute simplification anachronique et montre que c'est la répartition des tâches entre Christine et son mari, le grand-duc Ferdinand I<sup>er</sup> de Médicis, qui permet une redéfinition de la politique du grand-duché de Toscane, par la mise en scène de leur couple comme d'un modèle chrétien et de vertu d'abord, puis par l'abandon du lien espagnol au profit d'une alliance franco-lorraine. Christine de Lorraine excelle en effet dans la coopération: d'abord avec son époux Ferdinand I<sup>er</sup> entre 1589 et 1609, après la mort de celui-ci et en tant que régente avec son fils Côme II entre 1609 et 1621, ensuite avec la veuve de ce dernier, Marie Madeleine d'Autriche entre 1621 et 1628, et enfin avec son petit-fils, Ferdinand II, entre 1628 et 1636.

Les acteurs principaux et leurs espaces d'action occupent la première partie – historique – du livre, les parties II et III sont du domaine de l'histoire de l'art et de l'architecture, consacrées respectivement aux espaces sacré et profane.

L'exhaustivité avec laquelle l'auteur met en lumière l'interdépendance culturelle entre la France et l'Italie se montre par exemple dans la partie I, dans le passage introductif sur la «querelle des femmes» (p. 60–66), une tradition littéraire née en Italie au milieu du XIV<sup>e</sup> siècle, avec l'œuvre »De claris mulieribus« (1361–1362) de Boccace et les poèmes d'amour de Pétrarque, qui se mue ensuite en controverse européenne autour de



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)



l'égalité intellectuelle des hommes et des femmes (à savoir nobles et bourgeoises éduquées), puis de la capacité des princesses à exercer un pouvoir politique. Strunck y thématise, et développe dans la suite, les conditions historiques et politiques des transferts littéraires et artistiques entre les deux pays.

Tout au long de l'ouvrage, l'auteur met en exergue le rôle de Christine de Lorraine dans la justification de la gynécocratie, défendue en France notamment par deux reines d'origine italienne, Catherine et Marie de Médicis, mais que la grande-duchesse, elle, met au service de son duché, des hommes de la dynastie Médicis et du prestige de la famille de Lorraine.

La partie II retrace l'implantation et l'adaptation à Florence, de modèles architecturaux et d'institutions religieuses françaises. Ainsi, la chapelle des Princes de la basilique San Lorenzo de Florence est, selon la thèse de Strunck, inspirée de la rotonde des Valois à Saint-Denis; mais au lieu d'y mettre en avant sa position de régente, Christine utilise des messages subtils pour rehausser le statut de la maison de Lorraine: dès la mort de Ferdinand I<sup>er</sup>, elle nourrit le mythe que la chapelle des Princes serait destinée à accueillir le Saint-Sépulcre, autrefois défendu par Godefroy de Bouillon son ancêtre prestigieux. La grande duchesse encourage également le culte français de saint Fiacre (p. 324–337) ou la fondation du couvent des Feuillants (p. 348–367), qu'elle emploie dans le renforcement de la cohésion en Toscane, et de sa propre légitimité.

Au centre de la partie III figurent les appartements ducaux des Palazzo Ducale (Palazzo Vecchio) et Palazzo Pitti. Dans leur disposition, Strunck reconnaît la tradition française d'accessibilité, où dans leur utilisation et décoration, l'influence politique croissante de Christine de Lorraine est reflétée. Le palais du Luxembourg, édifié sur le modèle du Palazzo Pitti par Marie de Médicis, imite à son tour les appartements multifonctionnels de Christine de Lorraine. Cette influence mutuelle est également visible dans les fresques de la Sala di Bona, commandée selon Strunck non pas par Ferdinand I<sup>er</sup> mais par sa veuve, Christine, soucieuse de commémorer sa dynastie et sa régence.

L'auteur a travaillé sur un corpus exhaustif de sources textuelles, architecturales et iconographiques, conservées notamment dans des musées et archives italiennes, mais aussi à Paris, Nancy et au Getty Research Institute de Los Angeles. Les annexes de l'ouvrage contiennent d'une part, des extraits de sources difficilement accessibles, de l'autre de nouvelles transcriptions des documents pour la plupart conservés dans l'Archivio di Stato di Firenze. À la recherche des influences culturelles tripartites, Strunck retrace leurs réceptions et transformations à travers les œuvres artistiques et démontre, par une étude détaillée des sources écrites, leur caractère normatif et topique.

Écrit avec verve et humour, gardant toujours une distance nécessaire avec le sujet principal de ses recherches, c'est peut-être l'abondance des notes et des citations en italien dans le texte principal, très sporadiquement traduites, qui pourraient gêner le lecteur, notamment non-italophone. Une légende erronée qui accompagne «Le Conseil des dieux pour les mariages espagnols» (p. 479), l'un des tableaux du «Cycle de la vie» de Marie de Médicis du Louvre peint par Rubens, ne saurait gâcher le sérieux du travail de l'historienne et historienne d'art qu'est Christina Strunck.

En effet, la profondeur de son analyse de l'histoire des mentalités, et l'attention qu'elle porte à chaque détail, aussi bien des sources écrites que



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

de l'iconographie, contribuent à ce travail minutieux et convaincant de rétablissement de la régence et de la personne de Christine de Lorraine, une femme unanimement appréciée de ses contemporains pour son intelligence, sa charité, sa bienveillance, mais aussi pour sa sagesse et son talent politique.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Simon Surreaux, Servir le roi. Vie et mort des maréchaux de France au XVIIIe siècle, Paris (Vendémiaire) 2017, 221 p. (Chroniques), ISBN 978-2-36358-284-3, EUR 20,00.**rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Leonard Dorn, Bonn**

Simon Surreaux hat sich in seiner von Lucien Bély betreuten, 2013 publizierten Dissertation intensiv mit den Marschällen Frankreichs als sozialer Elite im 18. Jahrhundert beschäftigt sowie mehrere Aufsätze zu dieser Gruppe von 80 Personen publiziert. Wer nun in dieser Folgepublikation auf 176 Seiten nebst wissenschaftlichem Apparat eine konzise Gesamtdarstellung zu diesem Thema erwartet, wird vielleicht enttäuscht. Dazu mag beitragen, dass Titel, Klappentext und Coverbild keinen direkten Hinweis auf das eigentliche Thema des Bandes geben. Es handelt sich um ein Essay über das Verhältnis und die Einstellung dieser Personengruppe zum Tod und zum Sterben. Das Buch basiert auf zwei Kapiteln der Dissertation, welche Surreaux zu einer eigenständigen Publikation ausgebaut hat. Dort wurde der Untersuchungsgegenstand noch deutlich präziser als »Les maréchaux de France devant la mort et la religion« zusammengefasst<sup>1</sup>.

Surreaux widmet sich nicht den militärischen Karrieren, sondern verwurzelt seine Protagonisten stärker in ihrer aristokratischen Lebenswelt und verweist darauf, dass die Marschälle Frankreichs repräsentativ für den französischen (Hoch-)adel sind (S. 7). Im Mittelpunkt der Analyse stehen die Testamente und Nachlassinventare der Marschälle; hinzu kommen die wichtigsten zeitgenössischen Memoiren, Journale und Tagebücher. Im großen Maßstab wurde die serielle Auswertung von Testamenten zuletzt um 1970 von Michel Vovelle und Pierre Chaunu im Rahmen einer Mentalitätsgeschichte von Sterben, Tod und Frömmigkeit betrieben<sup>2</sup>. Entsprechend setzt Surreaux seine Ergebnisse wiederholt in Relation zu deren Arbeiten sowie zum 1935 erschienenen, klassischen Werk Paul Hazards »La Crise de la conscience européenne« (S. 9, 33–35, 93f., 115, 130, 174–176). Zentral ist dabei für Surreaux die Unterscheidung zwischen dem »Menschen des Grand Siècle« und dem »Menschen der Aufklärung«.

Das Werk gliedert sich in elf Kapitel nebst Einleitung und Fazit sowie einen Anhang mit drei Tabellen. Surreaux betont einleitend, dass die Marschallswürde – es handelte sich nicht um einen Rang – überwiegend an ältere Generäle verliehen wurde, die am Ende ihrer Karriere standen. Anschließend behandelt er in einem Kapitel

<sup>1</sup> Simon Surreaux, Les maréchaux de France des Lumières. Histoire et dictionnaire d'une élite militaire dans la société de l'Ancien Régime, Paris 2013 (Kronos, 71), S. 443–501. Das letzte Kapitel »Servir le roi« basiert auf dem Dissertationskapitel, in dem Surreaux auf die Domestiken eingeht: ibid., S. 339–371.

<sup>2</sup> Margarethe Palzkill, Klaus Schreiner, Geschichte, in: Interdisziplinäre Nordrhein-Westfälische Forschungsarbeitsgemeinschaft Sterben und Tod (Hg.), Sterben und Tod. Annotierte Auswahlbibliographie, Opladen 1996 (Forschungsberichte des Landes Nordrhein-Westfalen, 3252), S. 76–156, hier S. 79.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

zum »Spektakel des Todes« die Trauerfeierlichkeiten als öffentliche Zeremonie, die nicht allein für die Marschälle spezifisch war, sondern für den Hofadel generell. Bei den Grabdenkmälern dagegen wurde die Marschallswürde stärker in den Vordergrund gestellt und war ein Distinktionsmittel gegenüber dem übrigen Adel. Allerdings ist die Zahl der einbezogenen Grabdenkmäler so gering, dass hieraus kaum belastbare Aussagen geschlossen werden können (S. 44, 48). In den Kapiteln drei bis vier untersucht Surreaux, inwiefern die Generäle ihre Marschallswürde im Tod betonten und was sie taten, um ihr Andenken zu formen und zu verewigen. Anschließend daran gibt Surreaux einen Überblick über natürliche Todesursachen, Krankheiten und Gebrechen sowie die mentale Einstellung zum unvermeidlichen Ende des irdischen Seins. Anhand der Testamente analysiert er in den Kapiteln sechs und sieben, inwiefern sich die Marschälle auf den Tod vorbereiteten, und geht hier auf einen Mentalitätenwandel vom 17. zum 18. Jahrhundert (S. 93) sowie Bescheidenheitstopoi in Bezug auf die Ausrichtung des Begräbnisses ein.

Danach erst behandelt Surreaux genauer Abfassung und Form der Testamente und sieht auch hier einen Mentalitätenwandel, da die Testamente vom Glaubens- zum notariellen Akt geworden seien (S. 115). Es folgt das Kapitel zu Religion und Glaube, dem im Hinblick auf das Fazit eine besonders wichtige Rolle zukommt. Zeitgenössischen Ermittlungen über die Sitten der Marschälle schreibt Surreaux nur eine geringe Aussagekraft zu (S. 123). Seine Thesen basieren in erster Linie auf der Rolle religiöser Alltagsobjekte (u. a. Gemälde) sowie einer Untersuchung zum Anteil religiöser und theologischer Literatur in den 13 überlieferten Bibliothekskatalogen.

Die Auseinandersetzung mit den Ergebnissen Chaunus ist relativ oberflächlich, denn anhand der ausgewerteten Quellen lassen sich nur vorsichtig Schlüsse ziehen (S. 124, 126). Die Inventarlisten geben beispielsweise keinerlei Aufschluss über die qualitative Nutzung der Objekte und darüber, welche Motive für den Ankauf entscheidend waren. Die Anzahl religiöser Objekte in einem Nachlass ist ebenso gut als Hinweis auf die finanziellen Möglichkeiten eines Marschalls interpretierbar.

Ob allein anhand dieser Quellen eindeutig auf eine eher innerliche Religiosität der Marschälle in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geschlossen werden kann ist fraglich. Hierfür hätte es der Auswertung weiterer Quellen zur Religiosität dieser Personengruppe bedurft. Im nächsten Kapitel »Sein Erbe und seine Familie erhalten« (S. 131–137) führt Surreaux Belegstellen für den Wunsch, die Kohäsion von Familienverband und Erbe zu sichern, auf. Generell gilt, dass der Autor in sein Buch zahlreiche längere Zitate eingepflegt hat, die in diesem Kapitel sogar mehr als die Hälfte des Textes ausmachen.

Das letzte Kapitel ist den Domestiken der Marschälle gewidmet und stellt insofern einen Bruch dar, als dass die Perspektive nun stärker auf der Auswirkung des Todes der Marschälle auf diese Personengruppe liegt. Zuvor wird einführend auf die Berufsfelder der Domestiken, ihre Anzahl im Haushalt, ihren Anteil an der Bevölkerung und ihre Entlohnung eingegangen. Hier entfernt sich die Arbeit vom Kernthema (S. 140–146). Andererseits zeugen die teilweise stattlichen Geldbeträge, die an Domestiken vermacht wurden, vom symbiotischen Verhältnis von Dienstboten und Herrschaften (S. 171). Im Fazit konstatiert Surreaux für das 18. Jahrhundert einen Mentalitätenwandel von demonstrativer



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

barocker hin zu innerlicher, weniger omnipräsenter Frömmigkeit – der Marschälle im Detail und der Gesellschaft des Ancien Régime insgesamt – als Form der Dechristianisierung.

Im Text finden sich einige kleinere Ungenauigkeiten und Fehler: So wird der Sieg Georgs II. von Großbritannien bei Dettingen 1743 Friedrich II. von Preußen zugeschrieben (S. 92). An anderer Stelle schreibt Surreaux auf Basis des Journals des Duc de Luynes (S. 83f.), dass Moritz von Sachsen an den Folgen seiner »Exzesse« starb. Dieses Gerücht wurde in verschiedenen Versionen mit variierender Mätressenzahl kolportiert, aber ein Blick in die Biografie von Jean-Pierre Bois zeigt schnell, dass der Chevalier de Saxe weniger galant an einer Fieberkrankheit starb<sup>3</sup>. Bisweilen etwas repetitiv ist der Hinweis, dass im 18. Jahrhundert die Marschälle Frankreichs in der Regel nicht im Kampf starben (S. 11–25, 88).

Vergleicht man die Kapitel in der Dissertation mit dieser neuen Publikation fällt ins Auge, dass Surreaux viele Passagen wörtlich übernommen und neugegliedert hat und den Raum nutzt, um ausgiebig aus den Quellen zu zitieren. Die Neugliederung der Sinnabschnitte ist nicht immer evident (S. 11–25, 77–87). Problematisch ist dabei besonders, dass Analyse und Interpretation bedingt durch den Quellenschwerpunkt auf Testamenten und Nachlassinventaren teilweise die nötige Tiefe fehlt. Es wird nicht problematisiert, dass eine serielle Auswertung bei 80 Marschällen, von denen 53 Testamente überliefert und 13 Bibliotheksbestände bekannt, sind nur begrenzt aussagekräftig ist (S. 106, 127).

Die Lektüre ist aber insofern sehr gewinnbringend, als sie zeigt, dass Offiziere des 18. Jahrhunderts vor allem als Teil der Adelsgesellschaft verstanden werden müssen und die Identität als Militär nur ein biografischer Teilaspekt war, der in verschiedenen Situationen ein unterschiedliches Gewicht besaß. Surreauxs Essay setzt somit einen Kontrapunkt zur obrigkeitlich-militärischen Perspektive auf die französische Generalität im Zeitalter der Aufklärung.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

---

<sup>3</sup> Jean-Pierre Bois, Maurice de Saxe, Paris 1992, S. 454–455.

**Julian Swann, Exile, Imprisonment, or Death. The Politics of Disgrace in Bourbon France, 1610–1789, Oxford (Oxford University Press) 2017, XXIV–522 p., 18 b/w ill., ISBN 978-0-19-878869-0, GBP 85,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Malettke Klaus, Marburg**

Der Untertitel dieser umfangreichen, detaillierten und sehr akribisch gearbeiteten Untersuchung verweist auf das zentrale Forschungsanliegen des Autors, der sich – völlig zu Recht – als »historian of disgrace« (S. 343) bezeichnet. Bei seinen Forschungen ging es ihm im Wesentlichen darum, das vielschichtige Problem der »königlichen Ungnade« für Frankreich zur Zeit der Herrschaft der Bourbonen, also in der »longue durée«, zu analysieren. Konkret bedeutete das für Swann, die immense Zahl von Fällen zu untersuchen, bei denen Angehörige des französischen Adels, Minister, hochgestellte Amtsträger (*officiers*), Bischöfe, andere Kleriker, Parlamente und andere Körperschaften sich die Ungnade des Königs oder seiner leitenden Minister zugezogen hatten und die aus diesem Grund sanktioniert worden sind. In chronologischer Hinsicht erstreckten sich die Untersuchungen des exzellenten Kenners nicht nur der behandelten Materie, sondern auch der französischen Geschichte des Ancien Régime von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis zum Beginn der revolutionären Ereignisse um 1789.

Die Untersuchung setzt ein mit den sog. »Majestätsakten« Heinrichs III. im Jahre 1588 gegen die Guise und des jungen Ludwigs XIII. gegen den einflussreichen Favoriten seiner Mutter, Marias von Medici, also gegen Concino Concini, im Jahre 1617, bei denen die Betroffenen getötet wurden, ohne daß sie zuvor in einem Gerichtsverfahren für schuldig befunden und zur Höchststrafe verurteilt worden waren. Bei diesem summarischen Vorgehen rekurrierte man auf den Grundsatz des französischen Gewohnheitsrechts, demzufolge der König als Inhaber der Souveränität und Quelle des Rechts im Falle des Staatsnotstandes (*nécessité d'urgence*) anzuordnen berechtigt ist, gegen diejenigen, die sich eines schweren Majestätsverbrechens schuldig gemacht haben, summarisch vorzugehen und diese töten zu lassen. Den Ausführungen zu diesen Majestätsakten folgt die Analyse ähnlich gelagerter Fälle, wobei der Autor dem Vorgehen Ludwigs XIV. (1643–1715) gegen den Oberintendanten Nicolas Fouquet (1515–1680) breiten Raum widmet.

Zu Recht stellt Swann fest, dass unter dem Regiment des Sonnenkönigs insofern Veränderungen zu beobachten sind, dass in jedem Fall gegen die eines Majestätsverbrechens Beschuldigten Gerichtsverfahren durchgeführt wurden, die indessen Sondergerichten übertragen wurden. Unter Ludwig XIV. kam es also nicht mehr zu Tötungsakten, ohne dass zuvor eine Verurteilung durch ein Gericht erfolgt war. Außerdem konstatiert der Autor einen Wandel im Verhalten des französischen Adels insofern, dass dieser sich – von wenigen Ausnahmen abgesehen – in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kaum noch zu Aktionen offener Rebellion gegen den König hinreißen ließ. Dazu dürften, so argumentiert der Autor, die leidvollen Erfahrungen der Bürgerkriege der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der Fronde (1648–1653) und vor allem das entschlossene



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)



Vorgehen Richelieus, des Prinzipalministers Ludwigs XIII., gegen Akte offener Rebellion maßgeblich beigetragen haben. Dies bedeutet freilich nicht, dass es unter Ludwig XIV. keine Adelsopposition bzw. keine oppositionellen Reaktionen der Parlamente mehr gegeben hat; derartige Aktionen blieben aber – von wenigen Ausnahmen abgesehen (z. B. die Konspiration des »chevalier de Rohan«, 1674) – unterhalb der Schwelle offener, gewalttätiger Rebellion.

Unter Ludwig XIV. nahm – wie Swann nachweisen konnte – der Rekurs auf die berüchtigten *lettres de cachet* gegen diejenigen zu, die sich – aus welchen Gründen auch immer – die Ungnade des Königs zugezogen hatten. Geradezu inflationiert wurden die »lettres de cachet« aber unter den Nachfolgern des Sonnenkönigs, also unter dem Regenten Philipp von Orléans (1715–1723), unter Ludwig XV. (1715–1774) und unter Ludwig XVI. (1774–1789/92). In diesem Zusammenhang thematisiert der Autor auch die sich häufenden Konflikte zwischen der Krone und den Parlamenten (z. B. das Vorgehen des Kanzlers Maupeou gegen die Parlamente im Jahre 1771), die verschiedenen Ministerentlassungen, Aktionen der Krone gegen Hoffaktionen, gegen hochgestellte Militärs unter Ludwig XV. und Ludwig XVI., worauf hier nicht näher einzugehen ist. Den entsprechenden Vorgängen widmet Swann sehr breiten Raum (S. 137–454), was insofern nicht überrascht, als er sich in seinen bisherigen Forschungen und Publikationen mit diesem Zeitraum der französischen Geschichte besonders intensiv befasst hat.

Neu, sehr aufschlussreich und weiterführend sind die vom Autor präsentierten Forschungsergebnisse im Hinblick auf folgende vielschichtige Fragenkomplexe: Welche Ursachen und Motive lagen den Fällen königlicher Ungnade zugrunde? Welche Entscheidungsprozesse liefen bei den Königen und den sie jeweils beratenden Ministern im Zusammenhang mit der Exilierung von in Ungnade gefallenen Personen und im Kontext mit dem Vorgehen unter Rekurs auf »lettres de cachet« ab? Welche mentalitätsmäßigen Vorgänge und Entwicklungen lassen sich bei den Akteuren beobachten? Wie reagierten die von derartigen Verfahren betroffenen Personen? Was bedeutete das Exil für diese Personen, für deren Familien, für deren Reputation sowie für deren materielle Verhältnisse? Wie reagierte man in der Öffentlichkeit auf die Inflationierung der *lettres de cachet*? Welche Konsequenzen hatten die in der Öffentlichkeit geführten diesbezüglichen Debatten für das Ansehen der Krone, für deren Agieren, für die Exilierten und deren personelles Umfeld sowie für das politische Denken generell? Wann und aus welchen Gründen schlug in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der politischen Debatte das Pendel insofern um, als man im Rekurs der Akteure auf das Instrument der *lettres de cachet* nicht mehr die Wahrnehmung souveräner, dem König quasi von Gott gegebener Rechte sah, sondern mehr und mehr despotische Akte gegen die jedem einzelnen naturrechtlich zustehende Freiheit und damit letztlich Akte eines royalen Despotismus.

Der Fachmann mag die eine oder andere Schlussfolgerung von Swann als diskutabel empfinden, aber zweifellos ist ihm mit dieser kenntnisreichen und sorgfältig recherchierten Arbeit ein großer Wurf gelungen. Sie bietet nicht nur eine Fülle neuer Erkenntnisse und vertiefter Einsichten im Hinblick auf die politischen Entwicklungen und Veränderungen im Bereich königlicher Ungnade unter den Bourbonen, sondern auch hinsichtlich der Spezifika und der Transformationsprozesse in der politischen Kultur des Ancien Régime. »The aim of this book was



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

twofold, namely to examine the development and consolidation of a distinct form of the politics of disgrace in Bourbon France and to use that phenomenon as a means of investigating the nature and transformation of Old Regime political culture« (S. 457).

Das umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 473–501) dokumentiert, dass die Untersuchungen des Autors auf einer stupenden Materialbasis beruhen. Zu bedauern ist indessen, dass Swann die einschlägige deutsche Forschung nicht berücksichtigt – es sei denn, sie hat in französisch- oder englischsprachigen Publikationen bereits ihren Niederschlag gefunden. Mit dieser kleinen Ausstellung soll jedoch der wissenschaftliche Wert seines Buches nicht gemindert werden. Ein detailliertes Personenregister und ein spezifiziertes Inhaltsverzeichnis erleichtern dem Benutzer den Zugang zu den ihn besonders interessierenden Fragen.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Paul Vo-Ha, *Rendre les armes. Le sort des vaincus XVIe–XVIIe siècles*. Préface de Nicolas Le Roux. Postface d'Hervé Dré villon, Seyssel (Champ Vallon) 2017, 432 p. (Époques), ISBN 979-10-267-0496-6, EUR 28,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Carl Horst, Gießen**

Das Bild, mit dem Velasquez die Übergabe Bredas an die Spanier 1625 (»Las Lanzas«) verewigte, dürfte wie kaum ein anderes Kriegs- und Propagandabild des 17. Jahrhunderts ikonische Bedeutung erlangt haben – als Idealbild eines ehrenvollen Umgangs von Siegern und Besiegten anlässlich der Kapitulation und Übergabe einer belagerten Stadt. Natürlich lässt sich Paul Vo-Ha in seiner grundlegenden und materialreichen Studie von dieser Bildaussage nicht täuschen, denn um die Abgründe der frühneuzeitlichen Kriegsführung weiß auch diese Studie nur zu gut. Sie sucht eine Einordnung dieser Praxis auch nicht vor dem Hintergrund von Prozessen der Humanisierung des Krieges oder zumindest kollektiver Affektkontrolle im Sinne eines Norbert Elias, sondern sieht sie eher im Kontext einer umfassenden Rationalisierung des Kriegsgeschehens.

Die Studie gründet auf einer breiten empirischen Basis von überlieferten Stadt- und Festungsübergaben. Er greift sowohl auf die zeitgenössische Historiographie der Religionskriege (de Thou, d'Aubigné) wie auch auf die Korrespondenzen der *secrétaires d'État à la guerre* zwischen 1631 und 1710 zurück sowie auf einschlägige Memoiren und zeitgenössische Traktate. Der Anspruch, damit eine europäische Perspektive einzunehmen, wird allerdings nur bedingt eingelöst – die Vorgänge in den Niederlanden ab 1570, des Dreißigjährigen Krieges im Reich oder in den Türkenkriegen werden nur rudimentär einbezogen, es bleibt bei einer sehr französischen Perspektive. Dies gilt auch für die herangezogene Literatur, die neben der französischen Historiografie lediglich einige englischsprachige Titel berücksichtigt – die aktuelle deutsche Forschung zu Kriegsgefangenschaft, Kartellen oder kulturellen Einbettungen kriegserischer Handelns – etwa in der Schlacht (Marian Füssel) – bleibt unberücksichtigt. Auch unter diesen Cautelen aber ist Vo-Has Studie für die deutsche Forschung wichtig, denn es findet sich bislang kein Werk, das den Umgang von Siegern und Besiegten, vor allem die entsprechenden kulturellen Praktiken, für die Frühe Neuzeit in vergleichbarer Breite analysiert.

Der erste Teil des Buches widmet sich folglich den kulturellen Manifestationen ehrenvoller Übergabe und den Zeichen und Worten, mit denen Praktiken der Kapitulation in ritualisierte Formen eingebettet wurden. Zentrale Bedeutung misst die Studie dabei der Transformation von chevaleresken Elementen mittelalterlicher Kriegsführung in die Normen eines frühneuzeitlichen Kriegsrechts, wie es dann bei Grotius klassisch formuliert wurde, bei. Auch wenn man diesem Normierungsnarrativ skeptisch gegenübersteht, erschwerte solche Normierung es in der Frühen Neuzeit zweifellos, zu Lasten der Besiegten zu handeln. Die kulturellen Praktiken, mit denen dies gewährleistet wurde, waren jedoch zweifellos sehr viel älter und die kriegsrechtliche Normierung fügte dem allenfalls eine weitere



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Legitimationsebene hinzu. Wichtiger erscheint der Umstand, dass Kriege des 16. und 17. Jahrhunderts in hohem Maße durch Belagerungen geprägt waren und dass diese Situation eher kontrollierbar war als ein Schlachtgeschehen. Sehr deutlich wird dies beim Auszug der Besiegten aus einer übergebenen Stadt, weil das Verlassen der schützenden Mauern der heikelste Moment solcher Transgression war. Das Verhältnis zwischen Siegern und Besiegten schlug sich dabei in einer großen Bandbreite von Repräsentationen dar, die jeweils markierten, wieviel Ehre den Besiegten jenseits des bloßen Überlebens zugestanden wurde – ob sie beispielsweise ihre Waffen behalten durften oder ihnen zugestanden wurde, durch die Mauerbresche, die eine Übergabe militärisch notwendig machte, auszumarschieren. Auch den Zeichen und Akteuren der Kapitulation (weiße Fahnen, Trompeter, Geiseln) widmet die Studie Beachtung, sie bietet damit viel Material für aktuelle kulturgeschichtliche Zugänge zur Militärgeschichte.

Dabei aber will es die Studie nicht bewenden lassen. Der zweite Teil widmet sich den »rationalités« in Gestalt der politischen und ökonomischen Interessen, die hinter den Aushandlungsprozessen einer Kapitulation standen. So wenig eine Gegenüberstellung von »Ritualen« und »Rationalitäten« konzeptionell überzeugt – auch Rituale sind ja keineswegs irrational –, so sinnvoll ist es, gerade die ökonomischen und politischen Beweggründe für Kapitulationen und Übergaben zu thematisieren. Die von Vo-Ha hier auch explizit geäußerte Kritik an kulturgeschichtlichen Einseitigkeiten ist jedenfalls nicht ohne Berechtigung, zumal die Kriegführung der Frühen Neuzeit mehr noch als in anderen Epochen von ökonomischen Imperativen geprägt war.

Deutlich arbeitet er heraus, dass ein Sieg zu möglichst geringen Kosten bzw. mit möglichst geringen Menschenverlusten auch dem Kalkül der Belagerer entsprach. Es wurde allenfalls durch politische Interventionen außer Kraft gesetzt, beispielsweise, wenn der Kriegsherr eine Verteidigung des festen Platzes bis zum Letzten verlangte und aus seiner Sicht vorzeitige Kapitulationen scharf sanktionierte. Dies kennzeichnete nicht zuletzt die französische Kriegführung unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV.: Die zeitweilige Verschärfung der Kriegführung und unter Ludwig XIV. auch bewusste Brutalisierung sorgte jedenfalls dafür, dass eine »culture de la reddition honorable« in der Frühen Neuzeit kein Selbstläufer war und immer wieder konterkariert wurde.

Bezeichnenderweise nahm man auf französischer Seite im Spanischen Erbfolgekrieg von solchen Zuspitzungen auch wieder Abstand, als man selbst in die Defensive geriet. Gerade am Beispiel der Kriegsgefangenschaft wird die ökonomische Dimension des Umgangs von Siegern und Verlierern deutlich. Weil sich Kriegsgefangenschaft ökonomisch selten rentierte, wurde sie in größerem Maße erst im 18. Jahrhundert massenhaft praktiziert. Zugleich aber wurde die Praxis des Austauschs von Kriegsgefangenen in immer größerem Umfang rationalisiert und ökonomisiert, wenn dies mittels formalisierter »Kartelle« gehandhabt wurde, bei denen schon der Name »Kartell« anzeigt, dass es um Preisabsprachen über den Wert von Gefangenen ging. Ökonomisches Kalkül war keine Gegenwelt zur Kultur einer ehrenvollen Übergabe, sondern legte einen vergleichsweise schonenden Umgang mit Unterlegenen nahe, solange sie einen Wert besaßen.

Wenn es um die Tragweite eines solch geregelten Umgangs mit den Unterlegenen geht, stellt sich jedoch die Frage nach der Generalisierbarkeit solcher Beobachtungen, und deshalb ist es



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

zielführend, dass der dritte Abschnitt sich den Grenzen und bewussten Verweigerungen von Kapitulationen und Übergaben widmet. Die Beispiele für Massaker an Unterlegenen – auch nach deren Kapitulation – sind jedenfalls im Untersuchungszeitraum zahlreich, und Vo-Ha vermag, einige der dafür verantwortlichen situativen Kontexte plausibel zu analysieren: Intendierter Terror als Signal an die Gegenseite, praktiziert etwa vom Herzog von Alba in den Niederlanden, konfessionelle Bürgerkriege als Ausnahmekriege, Kriege an Kulturgrenzen wie mit dem osmanischen Reich, in denen die Bereitschaft zum Aushandeln von Niederlagen begrenzt waren.

Ob damit die generelle Absage an den frühneuzeitlichen »guerre en dentelles« – so Vo-Ha abschließende These – wirklich ausreichend begründet werden kann, erscheint allerdings fraglich, denn die Zeitgenossen (und auch Vo-Ha selbst) verwiesen auf den Ausnahmecharakter spezifischer situativer Kontexte. Umso mehr erscheint angesichts der Fragilität der Relation zwischen Siegern und Besiegten bemerkenswert, in welchem Maße Übergabesituationen entschärft werden konnten und an *coutumes*, Kriegsbrauch, auch Kriegsrecht mit einiger Aussicht auf Erfolg appelliert werden konnte. Dafür bietet diese Arbeit viel Material, das insgesamt auch klug ausgewertet ist.

Eine generelle Aussage über Entwicklungen in der Kriegführung der Frühen Neuzeit hin zu mehr Rationalisierung oder Einhegung der Kriegsgewalt aber leistet sie nicht, dazu sind die oft eindrucksvollen Beispiele dann doch zu sehr im Stil des ausgeschütteten Zettelkastens präsentiert. Es wäre für die Forschung im Übrigen auch nicht wünschenswert, wenn mit dieser Arbeit zum Thema »Sieger und Besiegte in der Frühen Neuzeit« schon Abschließendes gesagt wäre. Als Zusammenschau von Beispielen und Analyseperspektiven trägt sie aber zu einer Militärgeschichte der Frühen Neuzeit Erhebliches bei und sollte auch in der deutschen Forschung entsprechend rezipiert werden.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Wolfgang Wüst (Hg.), unter Mitarbeit von Marina Heller, Historische Kriminalitätsforschung in landesgeschichtlicher Perspektive. Fallstudien aus Bayern und seinen Nachbarländern 1500–1800. Referate der Tagung vom 14. bis 16. Oktober 2015 in Wildbad Kreuth, Stegaurach (Wissenschaftlicher Kommissionsverlag) 2017, XXII–360 S., div. Abb. (Franconia, 9), ISBN 978-3-940049-23-0, EUR 29,80.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Bretschneider Falk, Paris**

Nach dem Verhältnis von Landesgeschichte und Kriminalitätsgeschichte zu fragen, mag überraschen. Die historische Kriminalitätsforschung ist in der deutschen Geschichtswissenschaft seit den 1990er-Jahren etabliert und richtet sich traditionell vor allem auf die Epoche der Frühen Neuzeit aus. Sie argumentiert mehrheitlich auf der Basis von lokalen und regionalen Fallstudien, wie sie auch für die Landesgeschichte typisch sind. Begründet wird dies in der Regel aber gerade nicht mit einer landeshistorischen Perspektive, sondern vor allem durch pragmatische Überlegungen hinsichtlich der Quellenauswahl: Da die frühneuzeitliche deutsche Strafjustiz weitgehend territorial organisiert war, mit Ausnahme der größeren Städte, die – nicht nur im Fall der Reichsstädte – häufig selbst im Besitz der Hochgerichtsbarkeit waren, findet sich die relevante Quellenüberlieferung eben vor allem in den Stadt- und Staatsarchiven. Begünstigt wird die lokale bzw. regionale Orientierung zudem durch die methodischen Prägungen der Kriminalitätsgeschichte, die ihre Anregungen vor allem aus der Mikro- und Alltagsgeschichte bzw. der Historischen Anthropologie bezieht.

Dabei versteht sie sich jedoch immer als Teil einer allgemeinen Geschichte, deren Fragestellungen nicht primär landeshistorisch sind, sondern nach übergreifenden Erklärungen suchen. Auf der anderen Seite entspricht diesem Umstand der Befund, dass viele Landeshistorikerinnen und -historiker kriminalitätshistorische Arbeiten nur ausschnittsweise wahrnehmen und selten als einen Beitrag zu ihrem genuine Forschungsbereich betrachten.

Kurz: Kriminalitäts- und Landesgeschichte ignorieren sich bis dato weitgehend. Zu erkunden, was beide über den Blick auf das Regionale bzw. Lokale miteinander verbinden könnte, ist also nicht nur überraschend, sondern vor allem notwendig. Mit Spannung nimmt man deshalb den vorliegenden Band in die Hand, der aus einer im Oktober 2015 in Wildbad Kreuth veranstalteten Tagung hervorgegangen ist, und hofft, er möge bislang außer Acht gelassene gemeinsame Potentiale ausleuchten. Um es gleich vorweg zu nehmen: In dieser Hinsicht enttäuscht er auf ganzer Linie. Die vom Herausgeber verfasste »Themeneinführung« – von der zu erwarten gewesen wäre, dass sie eine solche Übersicht über die verbindenden Interessen zwischen beiden Forschungszweigen, über gemeinsame Fragestellungen, aber auch spezifische Perspektiven, die sich gegenseitig befruchten könnten, liefert – verblüfft vor allem durch ihre Kürze (4 Seiten) und referiert recht oberflächlich den bekannten Forschungsstand zur Kriminalitätsgeschichte. Für deren Annäherung mit der Landesgeschichte



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)



wird lediglich das bekannte Argument der territorialen Vielfalt des frühneuzeitlichen Deutschland und der damit verbundenen Quellenlage in Anschlag gebracht (S. XIV).

Gerd Schwerhoff resümiert in seinem Beitrag vor allem den aktuellen Stand der historischen Kriminalitätsforschung, greift immerhin aber die Frage nach deren Rolle in der landesgeschichtlichen Forschung kurz auf (S. 5f.): Zu Recht weist er darauf hin, dass kriminalitätshistorische Arbeiten aus den oben genannten Gründen oft auf landeshistorische Expertise angewiesen sind, was sich insbesondere am Beispiel der Hexenforschung zeigen lässt. Die Landesgeschichte wiederum könnte von der Einbindung der Kriminalitätsgeschichte in den internationalen Forschungskontext profitieren und ihre regional ausgerichteten Fragestellungen so mit einem übergreifenden Erklärungsanspruch verbinden.

Die weiteren Beiträge des Bandes – die sich in vier Sektionen gliedern: regionenübergreifend, Altbayern und Schwaben, Franken, Österreich und Schweiz – zeigen, zumindest teilweise, wo die Gewinne einer stärkeren Zusammenarbeit zwischen Landes- und Kriminalitätsgeschichte liegen könnten. Karl Härter etwa macht am Beispiel der grenzüberschreitenden Verfolgung von Vaganten und Räuberbanden deutlich, wie stark die territorial begrenzte Perspektive, wie sie auch die Landesgeschichte oftmals auszeichnet, einer angemessenen Erforschung der frühneuzeitlichen Strafverfolgungspraktiken entgegensteht. Kriminelle wussten die räumliche Fragmentierung des Alten Reichs durchaus zu ihren Gunsten zu nutzen, während sich die Obrigkeiten durch ihre jeweiligen Ansprüche auf Landeshoheit gegenseitig bremsten. Gleichzeitig wurden seit dem 16. Jahrhundert auf der Ebene des Reichs zahlreiche Maßnahmen ergriffen, um eine territorienübergreifende Verfolgung von Verbrechen zu ermöglichen. Hier rückt also die Verbindung zwischen Territorial- und Reichsebene in den Blick, die in der Kriminalitätsgeschichte bislang weitgehend vernachlässigt wurde, in der landesgeschichtlichen Forschung hingegen (erinnert sei etwa an die Arbeiten zu den Reichskreisen) bereits Aufmerksamkeit gefunden hat. Darauf weist auch Wolfgang Wüst in seinem Beitrag zu den süddeutschen Arbeitshäusern hin, die weitgehend überregional funktionierten (wenn auch mit Schwierigkeiten).

Weitere gemeinsame Potentiale zwischen Landes- und Kriminalitätsgeschichte fächern die Beiträge von Stefan Breit (zu adeligen Hochgerichtsbezirken, die quer zur territorialen Strafjustiz lagen), Gerhard Fritz (zur öffentlichen Sicherheit im schwäbischen Reichskreis), Christof Paulus (zu Kriminalitätsgeschichte und Herrschaftsstrukturen in Franken), Marina Heller (zu Diebslisten im fränkischen Reichskreis) oder Gerhard Ammerer (zur Vagantenverfolgung im Habsburgerreich) auf. Die übrigen Beiträge beschäftigen sich mit einzelnen Delikten (Satu Lidman zur Verbindung von Alkohol und Gewalt in München, Markus Hirte zur Hexerei, Günter Dippold zum Diebstahl), kriminogenen Orten (Fabian Brändle zu Wirtshäusern und Kirmes in der Schweiz), bestimmten Institutionen (Dirk Brietzke zu Zucht- und Arbeitshäusern in norddeutschen Städten, Daniel Burger zu Forstgerichten) oder Einzelfallschilderungen (Michael Johannes Pils zu einer Brandstifterin in Schwabmünchen). Der Beitrag von Sabine Wüst zum Nürnberger Scharfrichter Meister Frantz lässt etwas ratlos zurück, weil es ihm nicht gelingt, deutlich zu machen, inwieweit er über den bereits erreichten



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Forschungsstand (vor allem die hervorragende Biografie von Joel F. Harrington) hinausgeht.

Insgesamt liegt also ein Band vor, der in seinen Einzelbeiträgen durchaus Erhellendes zu den möglichen Chancen einer stärkeren Kooperation von Kriminalitäts- und Landesgeschichte zu bieten hat, der auf der programmatischen Ebene jedoch weit hinter den Erwartungen zurückbleibt.

Frühe Neuzeit – Revolution –  
Empire (1500–1815)

DOI:  
[10.11588/frrec.2018.2.48539](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.2.48539)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Florence Magnot-Ogilvy (dir.), »Gagnons sans savoir comment«. Représentations du système de Law du XVIIIe siècle à nos jours, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2017, 384 p., nombr. ill. en coul. Et n/b (Interférences), ISBN 978-2-7535-5214-2, EUR 24,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Christine Zabel, Essen**

Das Trauma des »système Law«, wie die französischen Zeitgenossen das Projekt des Schotten John Law of Lauriston nannten, liegt nicht nur in den Erfahrungen des Bankrotts, die die Spekulationsblase von 1720 provozierte, sondern vielmehr im Unvermögen der Zeitgenossen dieses System, das keinen Regeln zu folgen schien, zu verstehen. Die brennende Frage der Zeit war deshalb: Konnte der Begründer dieses anscheinend regellosen Systems selbst dessen Funktionsmechanismen durchschauen; in anderen Worten, war er verantwortlich für seine Folgen, oder war auch er Opfer der eigenen Vision? Es war gerade diese Kontingenzerfahrung, die die Zeitgenossen beschäftigte, und entsprechend spottete etwa ein zeitgenössisches *chanson* singend über jenen Gewinn, der kein Know-How erforderte, »gagnons sans savoir comment«, und lieh damit dem von der Literaturwissenschaftlerin Florence Magnot-Ogilvy herausgegebenen Sammelband den klangvollen Titel.

Nicht zuletzt liegt in dieser Deutungsunsicherheit auch die Ursache für die sehr unterschiedlich ausfallenden Beurteilungen des Systems und seines Begründers, der nach dem Ableben des Sonnenkönigs versprochen hatte, die in erdrückende Höhen gestiegenen französischen Staatsschulden zu tilgen: Seine *compagnie* solle die Schulden des Staates im Tausch gegen Monopolrechte übernehmen, die neue Banque royale durch den Verkauf von Aktienanteilen die Schulden in zirkulierendes Geld umwandeln. Nicht nur für die europäischen Zeitgenossen war Law schon vor dem Scheitern des Systems eine ambivalente Figur, die mal als Geldteufel, mal als Genie gedeutet wurde. Auch heute wirken diese Bilder nach. Es ist deshalb mehr als notwendig, und dieser Aufgabe haben sich die Autor\*innen des vorliegenden Bandes angenommen, viele dieser Interpretationsangebote ihrerseits zu historisieren.

Es geht der Herausgeberin also nicht darum, John Law und seine finanzökonomischen Ideen auf seine Innovationskraft hin zu beurteilen. Vielmehr soll Laws System als Produktionsmaschine von Ideen und Überzeugungen, aber auch von Bildern, Texten und Debatten in den Blick genommen werden. Der Band fasst damit die Kontingenz- und Krisenerfahrung der 1720er als Scharniermoment für die Moderne, das neue epistemische Bausteine bietet: »Moment de crise, Carrefour de conceptions de la modernité, le système de Law, son ascension et sa chute, activent ou réactivent en 1720 des enjeux et des débats essentiels dans la manière de comprendre alors le monde, de concevoir la prospérité ou les relations sociales« (S. 12).

Während der Aufarbeitung der englischen und niederländischen frühneuzeitlichen Spekulationserfahrungen ein reges Forschungsinteresse bescheinigt werden kann, ist der Mississippi-Blase bisher vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Namentlich die Arbeiten von Paul Harsin, Edgar Faure, Antoine E. Murphy, Jérôme Jambu und Jean-Michel Rey, oder die Veröffentlichung des »Great Mirror of Folly« sind erfreuliche Ausnahmen (S. 12f.). Der vorliegende Band, der literarische, kunsthistorische, ökonomische und ideengeschichtlicher Interpretamente vermittelt, leistet damit einen weiteren und längst überfälligen Beitrag.

Der erste Teil (»Avant la chute: le contrôle des images«) fokussiert John Laws Versuch, sein Bild im *espace public* zu positionieren: Die Kunsthistorikerin Valentine Toutain-Quittelier untersucht auf Grundlage zeitgenössischer Beschreibungen das Bildprogramm des heute nicht mehr erhaltenen Dekors der Banque de Law auf seine finanzpolitischen Ideen. In einem weiteren Beitrag widmet sie sich den wenigen zeitgenössischen Porträtdarstellungen des Finanzexperten sowie den späteren, stilisierten, unhistorischen Kopien.

Linda Borean nimmt dagegen Law als Kunstsammler in den Blick und fokussiert das Ensemble der Bilder, die Law mit ins Exil nahm und das er dort erweiterte. Die Herausgeberin beleuchtet dagegen in der Tradition Foucaults sprachlich narrativierte Bilder und interpretiert die Metaphern »alchemischer Prozess«, »Krankheit« und »Hausbau« als zeitgenössische Mittel im Deutungskampf der Ereignisse zwischen 1716 und 1720.

Wie der erste Teil so verbindet auch der zweite (»La banqueroute et la guerre des mots: parler du Système en 1720«) foucaultianische Diskursanalyse mit der von Jürgen Habermas inspirierten Frage nach der Rolle des *Système* Law für die Herausbildung eines Öffentlichkeitsraumes: Jean Sgard zeigt mit seiner Analyse semi-offizieller und klandestiner Zeitungen, dass 1720 nicht nur Katastrophenjahr war, sondern Zeitungen ihre Beruhigungs- und Informationsfunktion weiter wahrnehmen und sogar noch stärken konnten. Henri Duranton stellt mit seiner Analyse (klandestiner) *chansons* und Pamphlete ferner heraus, dass deren simplifizierenden Texte weniger das System zu ergründen suchten, als vielmehr Unbehagen und Unzufriedenheit kondensierten und so der öffentlichen Meinung eine Stimme verleihen konnten.

Arnaud Orain und Laurent Thézé untersuchen dagegen, wie diskursive Mittel von verschiedenen Diskursgruppen übernommen, reinterpretiert und adaptiert wurden. Sie verdeutlichen, wie etwa die alchemische Metapher, die bald zur Kritik des Systems herangezogen wurde, zunächst von Laws Befürworten instrumentalisiert worden war. Céline Lamy untersucht ebenfalls den Austausch von Argumenten, indem sie regierungsfreundliche Einträge in den Periodika in den Blick nimmt, insbesondere die »Lettres« des Abbé Terraison, die im wichtigsten Regierungsorgan »Mercure de France« veröffentlicht wurden und die Einwände der Kritiker antizipierten.

Den dritten Teil (»De près, de loin: le Système au télescope«), der den Blick auf das *Système* Law mit der Perspektive aus der Ferne und in die Ferne verbindet, leitet der Beitrag Joyce Goggins ein, die das zeitgenössische niederländische Populärtheater daraufhin untersucht, wie es kollektive Ängste verarbeitete. Sie verdeutlicht dabei die Beziehung zwischen Moralisierung des Systems und seiner Rezeption. Stefano Condorelli zeigt ferner, dass das System Law bereits seit 1715 eines der vorrangigen Themen in europäischen Journalen und Zeitungen war, deren Kritik dabei der Fluktuation der Ereignisse in Frankreich und den dortigen Debatten folgte. Gestärkt durch die Distanz der Beobachtung lösten vor allem zwei Momente Misstrauen aus,



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

namentlich als am 21. Mai 1720 ein königlicher Erlass den Wert der *billets* halbierte; sowie die Ereignisse des 17. Juli, an dem mehrere Personen während eines Massenauflaufes in der rue Vivienne (Börse) zu Tode kamen. Jennifer Tsien zeigt dagegen, wie der Blick nach Louisiana als Projektionsfläche für Machtkritik diente: Gemäß einem zeitgenössischen Gerücht war der Koch Quoniam vom französischen Regenten Philippe d'Orléans aufgrund dessen angeblicher Affaire mit der Ehefrau des Kochs unrechtmäßig nach Louisiana verbannt worden. Louisiana fungierte in dieser Interpretation als derjenige Ort, der eine neue Perspektive auf das heimische System bot.

Eve Rosenhaft fokussiert gleich in doppelter Hinsicht den Blick aus der Ferne, wenn sie diejenigen Interpretationsangebote des Systems analysiert, die in den deutschen Reichsgebieten zirkulierten, wo die Zeitgenossen nicht in gleicher Weise in Laws Spekulationsgeschäft involviert waren wie Franzosen, Engländer oder Niederländer. Rosenhaft interpretiert die pädagogischen Unterweisungen der deutschen Zeitschriften und Enzyklopädien schließlich als Versuch einer Kosmopolitisierung der deutschen Imaginationswelt.

Den Blick auf die Historiografie und damit der zeitlichen Distanz bietet der vierte Teil (»Le bruit et le silence: les dilemmes de la parole rétrospective«). Catherine Labio untersucht die in Bezug auf das *Système Law* verbalisierten Hyperbolisierungen des 19. und 20. Jahrhunderts, deren Simplifizierungen sie durch die Schwierigkeit der Zeitgenossen erklärt, die Ereignisse von 1720 zu verstehen, und deren gescheiterten Sinn- und Ordnungszuschreibungen demnach mit einer Nostalgie für einen verlorenen Traum von (ökonomischer) Freiheit einhergingen. In ihrem begriffsgeschichtlich geprägten Beitrag zur *Banque générale* stellt Dominique Ancelet-Netter dar, dass deren Name durch die Ereignisse der 1720er derart in Misskredit geraten war, dass der spätere Finanzminister Turgot sie noch im Jahre 1776 folgenreich in *Caisse d'escompte* umbenannte.

Marc Hersant widmet sich den Deutungen in den Memoiren des Duc de Saint-Simon, der das Chaos der 1720er Jahre als Folge einer universellen Deregulierung darstellte und mit seiner Interpretation des Siegeszuges der Irrationalität eine *conte noir* erzählte. Gilles Jacoud interessiert sich dagegen für den »anderen Saint-Simon«, den Grafen Claude-Henri de Rouvroy de Saint-Simon (\* 1760), und für dessen Schüler, die sogenannten »Saint-Simoniens«, in deren Auffassung Law die Möglichkeiten der Geldzirkulation grundlegend überschätzte. Antoine E. Murphy stellt dar, dass für den ersten *économiste monétariste*, Geld nicht nur Signifikat des Preises, sondern direkt an der Güterproduktion beteiligt war, womit dieser Geld und Handel direkt miteinander in Beziehung setzte.

Jean-Michel Rey bespricht in seiner »Ontologie des Kredits« schließlich die Bedeutung des »Trauma Law« für den modernen *imaginaire du crédit* und arbeitet heraus wie sich dieses Trauma vor dem Hintergrund der Erfahrungen mit den Finanzumstrukturierungen der 1790er und den Assignaten in der Wahrnehmung der Philosophen des 19. Jahrhunderts noch verstärkte.

Die Beiträge machen deutlich, dass nicht nur die vom *Système Law* verursachten Verluste, sondern auch die Gewinne das Potential hatten, das soziale Gefüge des Königreiches zu unterwandern und so ein Gefühl des Kontrollverlusts provozierten. Entsprechend hebt die Herausgeberin hervor, dass den Lesarten unterschiedlicher *Couleur* angesichts eines



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

neuartigen Systems, das nicht nur eine neue Vision der Ökonomie, des Eigentums und des Tausches verordnete, sondern auch eine neue Sprache sowie neue Modalitäten einer »croyance nouvelle« hervorbrachte, eine »angoisse devant l'incrompréhension« (Angst vor dem Unverständnis) gemeinsam war (S. 332).

Damit erscheinen die Kontingenzerfahrungen der 1720er Jahre gewissermaßen als Geburtswehen des modernen Kapitalismus, die dem Système Law gleichermaßen eine herausragende Bedeutung im Werdungsprozess der Moderne bescheinigen. 1720 wird damit einerseits in das Metanarrativ der Moderne eingebettet, stellt gleichzeitig aber auch seine Besonderheit dar. Ohne dies zu explizieren, folgt »Gagnons sans savoir comment« damit auch Michel Foucaults Analyse des Liberalismus, der dem Soziologen zufolge die Individuen derart mit Gefahren konfrontiere, dass er diese in einen Zustand ständiger Angst versetzte. Damit bietet der Band, ohne dies dezidiert zu reflektieren, nicht nur eine Historisierung der »Représentations du Système Law«, sondern auch eine moderne (möglicherweise düster überschätzte) Geschichte der Angst und der zahlreichen Versuche, durch Heuristik und Narrativierung, das die Moderne konstituierende Trauma zu verarbeiten.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)